



C. Augustinus in gereifterem Alter

11. Augustinus in Mailand; der hl. Ambrosius.

Auf dem Wege nach Mailand sprach Augustinus sich zweifelsohne oft das Wort des Terenz von neuem vor, das sein Freund Marcianus vor seiner Abreise von Karthago als Abschiedsgruß an ihn gerichtet hatte: „Dieser Tag, der dir ein neues Leben bringt, verlangt von dir einen neuen Menschen.“ Er war jetzt 30 Jahre alt. Die Zeit der jugendlichen Torheiten war vorüber. Vielfache Enttäuschungen und die Schwierigkeiten, die das Leben bot, hatten seinen Charakter gereift. Als gesetzter Mann trat er nun ein angesehenes Amt in einer großen Stadt an, welche die zweite Hauptstadt des weströmischen Reiches und zugleich die Residenz des Hofes war. Da galt es, eine wohl überlegte und bestimmt vorgezeichnete Linie des Verhaltens inne zu halten, wenn er neuen unliebsamen Erfahrungen vorbeugen wollte.

In Mailand herrschte damals (384) der im 14. Lebensjahre stehende Kaiser Valentinian II. unter der Vormundschaft seiner Mutter Justina. Sein älterer Bru-

der und von seinem Vater mit der Suprematie ausgestatteter Mitregent Gratian war im Jahre zuvor, 24 Jahre alt, in Lyon ermordet worden. Während dieser ein aufrichtiger Bekenner und Förderer der katholischen Kirche gewesen war, neigte der jetzige Hof einigermaßen dem Arianismus zu, der hinwiederum seinen schärfsten und — siegreichen Bekämpfer fand in Ambrosius, der seit zehn Jahren den bischöflichen Stuhl von Mailand zierte. Vorher war dieser große Mann Statthalter der Provinzen Aemilia und Ligurien gewesen. Als solcher hatte er der Bischofswahl beiwohnen müssen und war, als er die ausgebrochenen Wahlstreitigkeiten schlichten wollte, selbst zum Bischof ausgerufen worden, obschon er nur Katechumene war und nicht einmal die Taufe empfangen hatte. Im übrigen stammte Ambrosius aus der gleichen gens Aurelia, einer der vornehmsten Roms, der auch Symmachus angehörte, dessen großer Gegner er war.

Augustinus als Manichäer würde nun in dieser Stadt, deren Bevölkerung zum größten Teil christlich, und zwar katholisch, war, ein Stein des Anstoßes gewesen sein. Deshalb warf er den Manichäismus, dem er schon längst innerlich entsagt hatte, vollends von sich. Der katholischen Kirche gehörte er noch immer als Katechumene an, und er blieb das vorläufig, bis eine volle Überzeugung ihm endgültig den Weg zeigte, den er zu gehen hätte.

Was lag nun näher, als daß Augustinus alsbald seinem Bischof einen Besuch machte, als dem einflußreichsten und mächtigsten Manne in Mailand, der noch vor kurzem einen hochwichtigen politischen Auftrag zu glücklichem Ende geführt hatte. Freilich mehr noch als dem Bischof galt dieser Besuch dem großen Redner und Prediger, dem berühmten Staatsmanne und Schriftsteller, dem hochgebildeten und bedeutenden Manne, der dem Augustinus als Vorbild und gleichsam

als älterer Amtsgenosse galt; Ambrosius war 14 Jahre vor Augustinus geboren.

Nun war aber der Empfang nicht so, wie Augustinus ihn sich gedacht und gewünscht hatte. Er hatte nämlich gehofft, er könne mit dem Bischof so vertraulich verkehren wie mit Prokonsul Vindicianus in Karthago; er könne ihm, dem Priester und Seelenberater, seine geistigen und seelischen Nöte anvertrauen und von ihm Hilfe und Stärkung, vielleicht sogar Heilung erwarten.

Zwar war Ambrosius freundlich, wohlwollend und höflich, aber doch auch zurückhaltend. Er war sich seiner Würde und seines hohen Amtes bewußt und empfing Augustinus mit bischöflicher Herablassung, als eines seiner Schäflein. „*Peregrinationem meam satis episcopaliter dilexit*“ heißt es in den Bekenntnissen. Daß Augustinus ein Afrikaner war, nahm schon gegen ihn ein. Denn von dort kamen die meisten Donatisten und Manichäer. Mehr aber noch sprach gegen ihn, daß Symmachus, der Heide, der persönliche Feind des Ambrosius, ihn für den Posten des städtischen Rhetors empfohlen und durchgebracht hatte. Vergessen wir auch nicht, wie groß der Abstand war, der sich zwischen Ambrosius und Augustinus dehnte, sowohl in Bezug auf ihre Herkunft als auch die Art der von ihnen verwalteten Ämter.

Ein Vorfall, dessen Zeuge Augustinus in den ersten Tagen seines Mailänder Aufenthalts werden sollte, zeigte ihm, welche Stellung die von ihm noch als etwas minderwertig angesehene katholische Kirche (und damit auch Ambrosius) im öffentlichen und vor allem im staatlichen Leben einnahm. Im römischen Senat erhob sich ein Standbild der Siegesgöttin Viktoria und es war Brauch, daß die Senatoren vor diesem Bilde dem Kaiser die Treue schworen, und daß die an den Sitzungen des Senates teilnehmenden Senatoren einige Körnchen

Weihrauch in die davorstehende Räucherpfanne streuten. Gratian hatte das Standbild, das aus Tarent stammte und griechischer Herkunft war, aus dem Senat entfernen lassen, da die meisten Senatoren christlich waren. Zugleich hatte er den Vorrechten der Priester und Vestalinnen ein Ende gemacht, ihre Gehälter gestrichen und das Tempelgut zu Staatseigentum erklärt. Eine Abordnung der heidnischen Minderheit der Senatoren unter Führung des Symmachus, die Einspruch dagegen erheben wollten, hatte Gratian nicht empfangen. Nach seinem Tode nun sandte man abermals eine solche Abordnung unter der gleichen Führung an seinen jüngeren Bruder. Sie wurde zwar empfangen, und Valentinian II. und der Hof hörten die stilistisch meisterhafte Rede des Symmachus mit entzücktem Ohr an, aber es blieb bei der Entscheidung Gratians. Gegen das Verlangen der heidnischen Senatsmitglieder trat auch Ambrosius auf. Er erhob tatkräftigen Einspruch dagegen, daß die christlichen Mitglieder der höchsten Versammlung bei einer heidnischen Kulthandlung zugegen sein sollten und erwiderte die Abhandlung des Symmachus, nachdem er von ihrem Inhalt Kenntnis erlangt hatte, mit einer längeren Gegenschrift.

Dieser ganze Vorgang, dessen Zeuge Augustinus war (wenn er seiner in den Bekenntnissen auch nicht gedenkt), zeigte ihm aufs deutlichste, daß die katholische Religion jetzt das amtliche Bekenntnis des Staates war, und daß hochbedeutende Männer sich mit vollster Überzeugung zu ihr bekannten. So wurden bei ihm die heidnischen und manichäischen Verleumdungen ausgeglichen, die er in Rom gehört hatte, als seien die Priester dort weltlich gesinnte Leute und Erbschleicher, und als treibe der Papst Damasus einen gleichen Aufwand und führe eine ebenso üppige Tafel wie der Kaiser.

Jedenfalls wurde Augustinus soweit beeinflußt, daß er nun öfters die homiletischen Vorträge des hl. Am-

brosius besuchte. Das geschah aber mehr aus fachlichem Interesse, als weil er sich von den Worten des geistlichen Redners religiös fördern lassen wollte. Er wollte selbst prüfen, ob der berühmte Redner wirklich auf der Höhe seines Rufes stände. Das war tatsächlich der Fall. Die sachliche, wohl erwogene und begründete Redeweise des ehemaligen Beamten und Staatsmannes, die doch auch mit einer gewissen Salbung verbunden war, zog Augustinus aufs höchste an. Allmählich aber fand er auch Gefallen an dem Inhalt der Rede. Besonders sah er bald ein, daß er selbst über die Bibel und namentlich über das alte Testament viel zu nachteilig geurteilt hatte. Aber aus seinen Zweifeln kam er nicht heraus. Gern hätte er Ambrosius um seine Hilfe angegangen. Aber der war immer so vollauf beschäftigt, so von Rat- und Hilfesuchenden umlagert, daß Augustinus nur wenige Worte mit ihm austauschen konnte. Fand er ihn aber lesend oder studierend, so wartete er erst eine Zeitlang und ging dann unverrichteter Sache fort, weil er dachte, für den von so vielen Geschäften Übermüdeten sei eine neue Ablenkung sehr störend.

Was Augustinus uns über jene Zeit mitteilte, schrieb er nieder, als er selbst schon Bischof von Hippo war und als solcher wußte, wie sehr ein Bischof von allen Seiten angegangen wird. Dennoch scheint ein Satz seiner damaligen Darstellung darauf hinzudeuten, wie sehr er bedauerte, daß Ambrosius, den er ja sonst stets seinen geistlichen Vater nannte, ihn nicht durch persönliche Hilfe zum gläubigen Christen gemacht habe. In jenen Äußerungen heißt es: „Man hätte also damals an mir den allergeneigsten und gelehrigsten Schüler gehabt, wenn sich jemand gefunden hätte, um mich zu unterweisen.“ Demnach scheint Ambrosius wohl durch seine Predigt, nicht aber auch durch persönliche Einwirkung Einfluß auf Augustinus' Bekehrung gehabt zu haben.

12. Heiratspläne. Monika und die Freunde bei Augustinus.

Je weiter Augustinus auf seinem Lebenswege vorschreitet, um so mehr scheint er sich von seinem Ziele zu entfernen. Vorläufig sehen wir ihn noch immer von dem Wunsche getragen, in der Welt eine angesehene und einträgliche Stellung einzunehmen.

Wenn er auch unter dem Einflusse der Predigten des hl. Ambrosius das Christentum als große geschichtliche Tatsache anerkennt, auch auf seinen etwas oberflächlichen Skeptizismus verzichtet, so ist er doch weit davon entfernt, etwas Klares und Bestimmtes zu glauben. Der Glaube an das Dasein Gottes und seine Vorsehung war zu jener Zeit etwa sein einziger fester Besitz, und auch er ist noch ohne die Fülle eines lebendigen Inhalts. Warum so viel grübeln?, sagte er sich. Es genügt, sich das Leben praktisch und behaglich zu gestalten. Seine gegenwärtige Lebensstellung genügt ihm. Es gilt, sie voll zu genießen.

Als er eben eingerichtet ist, läßt er seine Geliebte und seinen Sohn aus Afrika herüberkommen. Er hatte eine Wohnung mit einem Garten gemietet. Da der Besitzer nicht selbst dort wohnte, so stand das Ganze ihm zur Verfügung — ein schönes Heim im Lande des Vergil. Auch siedelte bald Monika nach Mailand über. Und dann kam eine Schar von Verwandten und Freunden, die sein gastliches Heim mit ihm teilten: sein Bruder Navigius, seine Vettern Rustikus und Lastidianus; sein Freund Alypius zog zu ihm und ein zweiter karthagischer Freund Nebridius, der Sohn eines reichen Gutsbesitzers aus der Umgegend der afrikanischen Hauptstadt. Augustinus hatte nun eine in den Augen seiner Verwandten und Freunde glänzende Stellung in der Nähe des kaiserlichen Hofes und stand in Beziehung zu vielen bedeutenden Persönlichkeiten. Dazu

kam, daß er immer der Mittelpunkt seines Freundeskreises gewesen war, zu dem sich alle lebhaft hingezogen fühlten.

Die Leitung des Hauses hatte Monika übernommen, die damals etwa 54 Jahre zählte. Obgleich sie innig an ihrem Vaterlande hing und auch daheim leben konnte, so hatte doch eine starke Sehnsucht sie getrieben, den Gefahren einer schwierigen Reise zu trotzen, um ihrem Sohne zu folgen. Sie wollte ihn retten; das betrachtete sie als die Hauptaufgabe ihres ferneren Lebens. Sie hatte durch Betrachtungen über die hl. Schrift große Fortschritte im geistlichen Leben gemacht, lebte wie eine Nonne und hatte Gesichte, die auf einen seltenen Stand der Vollkommenheit hinwiesen. Während der Überfahrt von Karthago nach Ostia hatte ihr Schiff infolge eines Sturmes in größter Gefahr geschwebt. Monika aber stärkte die Schiffsmannschaft und die Mitreisenden, die in höchster Besorgnis nicht ein noch aus wußten, durch die mit voller Ruhe und Zuversicht gegebene Versicherung, daß sie glücklich und wohlbehalten in den Hafen einlaufen würden. Gott, so behauptete sie, habe ihr diese Sicherheit eingeflößt. Und so geschah es wirklich.

Und ebenso lebte Monika in der sicheren Hoffnung, daß ihr Sohn seine Irrwege verlassen und den rechten Pfad einschlagen würde. Und wenn das eintrat, warum sollte er dann ein Rhetor bleiben, da die Kirche Gottes auf allen Seiten von Feinden umlagert war! Konnte er nicht ein Streiter Gottes und Vorkämpfer der hl. Kirche werden? Wenn er jetzt noch dem Irrtum anhing, so wollte sie ihre Gebete, ihre Tränen und Mühen verdoppeln, um ihn dieser Finsternis zu entreißen. Deshalb sprach sie auch in dieser Sache, wenschon vorläufig nur in ihren Gedanken: „Was fürchtet ihr? Wir werden zum Ziele gelangen. Ich bin dessen sicher!“

So wurde sie für den Bischof Ambrosius ein gerade-

zu vorbildliches Schäflein seiner Herde. Sie wohnte all seinen Predigten bei und „hing an seinen Lippen wie an einer Quelle lebendigen Wassers, die bis ins ewige Leben sprudelt“. Aber darüber hinaus trat er auch zu ihr nicht in ein näheres persönliches Verhältnis. Seine Zeit war eben überaus in Anspruch genommen. Außerdem brachte Monika aus ihrer Heimat manche Seltsamkeiten und Gebräuche mit, die in Afrika gang und gäbe waren, hier aber Anstoß erregten. Wenn sie so mit ihrem Körbchen voll Brot, Wein und Fleisch an dem Eingang der Kirchen erschien, dann wurde sie zurückgewiesen, da der Bischof dergleichen verboten hätte. So verzichtete sie auf diesen Lieblingsbrauch, denn in dem Mailänder Bischofe sah sie den hl. Apostel, der ihren Sohn wieder zu seinem Glauben und einem christlichen Leben zurückführen würde.

Der Bischof aber wußte ihr Dank für ihren Gehorsam, ihre innige Frömmigkeit und ihre Mildtätigkeit. Begegnete er ihrem Sohne, so pries er ihn glücklich, weil er eine solche Mutter habe. Aber ihn selbst lobte er nicht, und doch hätte das dem Augustinus, der damals noch ganz weltlich gesinnt war, unendlich wohl getan.

Auch dieser war vollauf beschäftigt. Deshalb kam er nicht dazu, den bischöflichen Ermahnungen, die aus dessen Predigten an sein Herz klopften, Folge zu leisten. Morgens hielt er seine Vorlesung, und am Nachmittag machte er Besuche bei Freunden oder sprach bei hochgestellten Personen vor, um für sich oder andere dieses und jenes zu erbitten. Am Abend bereitete er die Vorlesungen des nächsten Tages vor. Bei alledem aber war er nicht glücklich; der Schrei seines unausgefüllten Herzens kam nicht zur Ruhe.

Mailand sagte ihm auf die Dauer wohl auch nicht mehr zu als Rom. Die Winter waren für ihn, den Afrikaner, außerordentlich rau. Dichte Nebel, die aus den

Kanälen und sumpfigen Wiesen emporstiegen, hüllten die ganze Gegend ein. Und oftmals wehte von den Alpen her ein scharfer Wind. Seine Brust litt, und oft mußte er seine Berufstätigkeit aussetzen. Schon sah er sich im Geiste gezwungen, sein Amt aufzugeben; denn ein Redner ohne Stimme war unmöglich. Vielleicht würde man ihn dann als Statthalter in eine ferne Provinz schicken? — so sagte er sich. Gottes Wege sollten ihn anders führen.

Bei seinen Freunden suchte und fand er in bekümmerten Augenblicken Trost und Ablenkung, zunächst bei seinem „Herzensbruder“ Alypius oder auch bei Nebridius, den seine Sehnsucht, mit Augustinus die Wahrheit aufzusuchen und zu finden, von den reichen, in der Nähe Karthagos gelegenen Besitzungen seines Vaters und von dem liebeerfüllten Herzen seiner Mutter weggetrieben hatte. Mit ihm erging Augustinus sich viel in metaphysischen Erörterungen. Dann war auch der väterliche Freund und Gönner des Augustinus erschienen, Romanianus, der sich in seinem Vermögen durch einen Feind scharf bedroht sah, gegen diesen einen Prozeß anhängig gemacht hatte und nun am kaiserlichen Hofe Schutz und Hilfe suchte. Er verkehrte viel bei seinem ehemaligen Schutzbefohlenen. Unter den hocharistokratischen Bekannten ist namentlich Manlius Theodorus zu nennen, der einst Prokonsul in Karthago gewesen war und nun in der Nähe auf dem Lande wohnte und seine Zeit teilte zwischen dem Studium der griechischen Philosophie und namentlich der Neuplatoniker und der Pflege seiner Weinberge und Olivenhaine. Im Hinblick auf das Epikuräertum der damaligen Zeit und besonders die Stunden, wo er von dessen Villa aus die lachenden Berge um den Komerssee betrachtete, ruft er noch später aus: „Mir sagte das glückliche Leben zu.“ Wenn nicht die Furcht vor dem Jenseits gewesen wäre, so würde er

gern ganz den Weltleuten gleich geworden sein, die er durch die Kunst seiner Rede entzückte. Diese genossen ihr Leben, ohne an die schon drohenden Barbarenschrecken zu denken. Um zu diesem Kreise gehören zu können, mußte Augustinus zunächst einmal sein äußeres Leben in Ordnung bringen. Und so kam er auf den Gedanken, sich zu verheiraten.

Das einzige Hindernis für die Ausführung dieses Planes war — die Mutter seines Sohnes Adeodat. So machte er sich von ihr los.

Dieser Entschluß muß ein kleines häusliches Drama hervorgerufen haben, an das zurückzudenken Augustinus äußerst peinlich gewesen sein muß. Das geht aus den wenigen gepreßten Sätzen hervor, die er dieser Szene seines Lebens widmet. Die Haupttreiberin in dieser Angelegenheit ist seine Mutter Monika gewesen. Seine Freunde wiesen höchstens darauf hin, daß er seiner Schätzung in der Welt schade, ebenso wie seinen Zukunftsplänen, wenn er die Geliebte nicht entließe. Monika aber machte ihre mütterliche Würde und ihr Gewissen als Christin geltend, die die Anwesenheit einer fremden Person im Hause, welche die Geliebte ihres Sohnes war, nicht dulden konnte. Daß das Verhältnis wegen der Herkunft und des Bildungsgrades des Mädchens nicht legitimiert werden konnte, ist schon früher gesagt worden. Kurz, es kam zu einer auch für Augustinus bitteren Trennung, denn die Freundin hatte ihm nicht nur in Afrika die Treue gehalten, sondern sie versprach bei ihrem Scheiden auch für die Zukunft enthaltsam zu leben. Auch sie war nämlich eine Christin; sie tat nun Buße für ihren eigenen Fehltritt und erwies, daß sie von Herzen verzieh. So steht sie in dieser Angelegenheit größer da als Augustinus und Monika, aus wie geringen Verhältnissen sie auch hervorgegangen sein mag.

Die Strafe blieb denn auch für Mutter und Sohn

nicht lange aus. Für Augustinus hatte man nämlich ein junges Mädchen als Braut erkoren, die aus guter Familie stammte und eine reiche Mitgift bekam. Es erwies sich jedoch, daß sie noch zu jung zur Heirat sei. Augustinus mußte mindestens noch zwei Jahre warten. Wozu entschloß er sich kurzerhand? Er nahm eine andere Geliebte zu sich. Das war eine arge Züchtigung Monikas dafür, daß sie an den eigennützigen Plänen ihres Sohnes Anteil genommen hatte. Sie flehte Gott um Erleuchtung an betreffs der beabsichtigten Ehe ihres Sohnes, fand aber keine Erhörung.

„So“, sagt Augustinus später mit großer Reue, „wuchs die Zahl meiner Sünden.“ Seinen Herzensfreund Alypius, der wohl auch in frühen Jugendtagen von den Freuden verbotener Liebe gekostet hatte, nun aber seit langem ein reines Leben führte, suchte er in jenen Tagen für den Ehestand zu gewinnen. Aber bald zer- schlug sich dieser Plan an einem neuen, der ihren weltabgewandten und der Freundschaft und dem Studium zugewandten Idealen entsprach. Sie beschlossen, eine Art Laienkloster zu gründen mit der einzigen Regel des Strebens nach Wahrheit und einem glücklichen Leben. Man zählte ihrer etwa zehn, die nach einer solchen klösterlichen Gemeinschaft strebten gemäß dem alten Spruche: „O quam bonum et jucundum fratres habitare in unum. O wie schön und köstlich ist es, wenn Brüder einträchtiglich zusammen wohnen!“ Um den Unterhalt der geplanten Gemeinschaft zu bestreiten, wollte man alles, was man besaß, zusammenlegen. Romanianus insbesondere versprach, sein ganzes Vermögen für die Genossenschaft einzusetzen. Aber an der Frage, was mit den Frauen geschehen solle, scheiterte der ganze Plan. Sie waren gar nicht gefragt worden und versagten nun ihren Eintritt in das Kloster. Andererseits wollten die verheirateten Männer nicht ganz auf ihre Frauen verzichten. Und was sollte Augustinus

mit seiner ganzen Familie machen, die ja auf ihn angewiesen war?

Ihm und seinen beiden Freunden Alypius und Nebridius besonders ging das Scheitern ihres Planes sehr nahe. Die ganze Nichtigkeit ihres Daseins, ihr weltliches Tun ebensowohl wie die innere Hohlheit ihres geistigen Strebens kamen ihnen so bitter zum Bewußtsein, daß sie aufseufzend sich sagten: „Wie lange soll das noch dauern!“

Ein kleiner Vorfall aus seinem Leben machte Augustinus dieses geistige Elend noch tiefer fühlbar. An einem Neujahrstage hatte er die Lobrede auf den Kaiser zu halten. Die ganze Stadt schwamm in Freude. Er aber schritt mit seinen Freunden durch die Straßen, zornig über sich selber, weil er so viel Unwahres in schöne Worte gekleidet hatte und traurig, weil er daran verzweifelte, jemals glücklich zu werden. Plötzlich bemerkten sie einen Bettler, der, völlig trunken, sich einer ausgelassenen Freude überließ. Dieser Mann also war glücklich. Einige zusammengebettelte Pfennige hatten genügt, ihm das zu geben, was sie unter den größten Anstrengungen, trotz all ihres Wissens, vergeblich erstrebten. Mochte er auch morgen unglücklicher sein als zuvor; er hatte doch glückliche Augenblicke gehabt. So kam über Augustinus der Gedanke, auf all den philosophischen Kram zu verzichten und sich schlichtweg vom Leben treiben zu lassen, da es doch immerhin dann und wann einige Freude biete.

Aber ein Tieferes in seinem Inneren rief ihm zu: „Es gibt ein Weiteres! — Wenn das wahr wäre? — Vielleicht könntest du es erfahren.“ Und dieser Gedanke fing an, ihn dermaßen zu quälen, daß er bald mit voller Glut des Herzens, bald entmutigt sich daran gab, jenes „Weitere“ zu suchen und — zu finden.

13. Der Ruf der Gnade.

„Ich war es müde, die Zeit zu verzehren und von der Zeit verzehrt zu werden“, das ist das Wort, in dem sich die Seelenkrise malt, die Augustinus damals durchzumachen beginnt. Eine solche Bekehrung ist ein geheimnisvoller Vorgang, der sich vollzieht zwischen Gott und seinem Geschöpfe. Es ist unmöglich, all das Auf und Ab, alle Stufen dieses Werdegangs, alles sehnsüchtige Hoffen des Aufschwungs und Leid des Rückschlags im einzelnen zu verfolgen, bis sonnengleich das Licht des Glaubens durchbricht und das noch Schwerere zur Wirklichkeit wird, der Wille sich löst von den Fesseln der Sünde. Augustinus hat es jedoch versucht, uns all die Gedanken vorzuführen, die er gefaßt und aufgegeben und wieder gefaßt hat und so ein lebhaftes Bild gezeichnet von der Beweglichkeit seiner Seele und den heftigen Erregungen, die ihre Tiefe durchwühlten. Wenn es ihm wegen der vollen Unmöglichkeit auch nicht gelungen ist, alles bis ins einzelne ganz aufzuhellen, so kann man doch gewisse Phasen der Entwicklung unterscheiden.

Als Augustinus nach Mailand kam, war er Skeptiker. Er sah es als nutzlos an, über den Grund der Dinge Spekulationen anzustellen. Für ihn war alle Wissenschaft nur eine Annäherung an das Wahre. Als etwas verschwommener Deist sah er in Christus nur einen weisen Menschen. Er glaubte an Gott und seine Vorsehung und damit auch an das Eingreifen Gottes in irdisches und menschliches Geschehen und gab demnach auch die Möglichkeit des Wunders zu.

Dann hörte er die Predigten des hl. Ambrosius. Er sah ein, daß das Alte Testament nicht unsinnig ist, noch auch ganze Teile des Neuen Testamentes zu verwerfen sind. Die Hl. Schrift war nicht nur voll Weis-

heit, sondern auch im Leben verhältnismäßig leicht zu befolgen. Diejenigen, die nach ihr das Leben einrichteten, wurden nicht nur glückliche, sondern auch gute Menschen. So kam er zu dem Glauben, daß das diesseitige Leben erst Sinn gewinnt, wenn man es mit dem jenseitigen verknüpft, daß das Opfer des einzelnen an etwas Höheres erst dem Leben seine Richtung verleihe.

Dadurch reinigte er sich allmählich von den falschen Meinungen, welche die Manichäer ihm über die Kirche beigebracht hatten. Er gestand, daß er durch seinen Angriff auf sie „angebellt habe gegen ein reines Traumbild seiner fleischlichen Phantasie“. Von manchen sonstigen manichäischen Vorurteilen löste er sich nur schwer. Die Frage, woher das Böse und das Leid komme, blieb für ihn noch unlösbar. Nur stand für ihn fest, daß Gott nicht der Urheber des Bösen sein könne.

Dann kam er zu der Überzeugung, daß es nicht Dinge geben könne, die an sich schlecht seien, wie die Manichäer ihn gelehrt hatten — schlecht, weil ein verderbenbringendes Element in ihnen stecke. Alles ist, wenn auch in verschiedenem Grade, an sich gut. Die scheinbaren Unvollkommenheiten der Sinnenwelt verflüchtigen sich in der Harmonie des Ganzen. Kröte und Viper haben im Bau einer vollkommen geordneten Welt auch ihren Zweck. Aber es gibt nicht nur das physische Übel, sondern daneben auch das Böse, das wir tun, und das Böse, das wir erleiden. Das Verbrechen und der Schmerz sind furchtbare Beweisgründe gegen Gott. Nun bekennen die Christen, daß das erstere ein Ergebnis des alleinigen, durch die Erbsünde verderbten menschlichen Willens ist, und daß das andere von Gott zum Zwecke der Besserung und sittlichen Vervollkommnung der Menschen zugelassen wurde. Das war freilich eine Lösung, welche den Glauben an den Sündenfall und die Erlösung des Menschen zur Voraussetzung hat, und

daran glaubte Augustinus noch nicht. Er war zu stolz, um die Notwendigkeit eines Erlösers anzuerkennen.

Den manichäischen Satz von der doppelten Substanz, dem Guten und dem Bösen, verwirft er; es gibt für ihn nur eine Substanz, das Gute, Gott! Aber sein Gottesbegriff ist materialistisch. Er fällt zusammen mit dem körperlichen, unendlichen Sein, das er sich als unendlichen Ozean denkt.

So stand es um ihn, als ein Freund, „ein Mann, der von maßlosem Stolze geschwellt war“, ihm einige platonische Dialoge übergab, die der berühmte Rhetor Viktorinus ins Lateinische übersetzt hatte. Den Plato hatte Augustinus, obwohl er selbst Rhetor und Philosoph und zum Alter von 32 Jahren gelangt war, noch nicht gelesen, weil der Unterricht der Alten vorwiegend mündlich war. Nur vom Hörensagen kannte er Plato. Diese Lesung kam für ihn einer Offenbarung gleich.

Aus diesen Schriften lernte Augustinus, daß es eine Wirklichkeit geben kann, die außerhalb jeder räumlichen Vorstellung liegt. Er faßte Gott als ohne Ausdehnung und doch unendlich auf. Der Sinn göttlicher Geistigkeit war ihm gegeben. Damit erfaßte er auch die uranfängliche Notwendigkeit des Mittlers, des göttlichen Wortes. Das Wort hat die Welt erschaffen. Durch das Wort werden die Welt und Gott und alle Dinge uns begreifbar. Welche Überraschung! Plato und der hl. Johannes begegneten sich. „Im Anfange war das Wort. In principio erat verbum.“ Und nicht nur dieses Wort des vierten Evangelisten, fast alles Wesentliche der Lehre Christi erblickt Augustinus in den Dialogen Platos. Er gewahrte wohl die tiefen Unterschiede, aber in jenem Augenblicke war er besonders von den Ähnlichkeiten überrascht, und das blendete ihn. Was ihn zunächst entzückte, das war die Schönheit der Welt, die der Weltenschöpfer nach seinem eigenen Bilde ge-

schaffen hat: Gott ist die Schönheit. Zu ihm, dem unaussprechlich Schönen, flog sein Herz empor.

Ein solches Entzücken aber blieb nicht. Daß er Gott nicht genießen konnte, war des Augustinus Haupteinwand gegen den Platonismus. Er wollte etwas Festeres besitzen als rein geistige Begriffe. Wenn sein Verstand und seine dichterische Einbildungskraft sich vielleicht von dem platonischen Spiegelbild umschmeichelt fühlten, so blieb sein Herz doch leer und ungesättigt. „Ein anderes ist es, von der Spitze eines öden Berggipfels das Vaterland des Friedens gewahren, ein „anderes, auf dem Wege, der dorthin führt, zu wandeln“, so sagt er.

Diesen Weg sollte der hl. Paulus ihm zeigen und zwar in seinen Briefen. Sie lehrten ihn, sich mit Gott im Geiste und in der Wahrheit verbinden, ihn besitzen und ihn genießen. Zu dem Zwecke muß aber die menschliche Seele sich in den für eine solche Vereinigung passenden Zustand versetzen, von den fleischlichen Krankheiten genesen, sich heiligen, Gott ein zerknirsches und demütiges Herz entgegenbringen. Mit diesem Gedanken durchtränkte sich Augustinus beim Lesen des hl. Paulus. Und von dem väterlichen Tone, der Freundlichkeit, der unter der ungeschminkten Rauheit der Sätze verborgenen Salbung war er entzückt. Welcher Unterschied zwischen ihm und den Philosophen! „Niemand hört bei ihnen Christus rufen: »Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!« Sie verschmähen es, von ihm zu lernen, daß er sanftmütig und demütig von Herzen ist.“

War das Ringen nach Reue, um Zerknirschtheit und Demut schon schwer, wie unendlich schwerer noch war der Kampf gegen die Leidenschaften, seine „alten Freundinnen“! Die Wollust fesselte ihn durch die unlösbaren Bande der Gewohnheit. Verhandelte er mit ihr oder nahm er gar den Kampf auf, er zog immer den

Kürzeren. Und dann zählte sie ihm all die Güter auf, „die das Leben vergänglich zieren“. Und so wurde er weiter von der Zeit verzehrt, ohne zu einem Entschluß kommen zu können.

Und das Leben der damaligen Zeit, der Zeit des untergehenden Reiches, bot ein widerwärtiges Schauspiel und zwar hier im Brennpunkte der Staatsgeschäfte, in der Nähe des kaiserlichen Hofes noch mehr als anderswo. Ehrgeiz und Habsucht zeigten sich im garstigsten Lichte.

Und die Zukunft stieg noch drohender herauf. Das römische Reich bestand nur noch dem Namen nach. Fremdlinge aus allen Ländern plünderten seine Provinzen aus. Das Heer bestand nur noch aus barbarischen Söldnern. Gotische Tribunen hielten den Ordnungsdienst aufrecht, als Ambrosius sich in seiner Basilika mit seinen Gläubigen eingeschlossen hatte, um sich gegen die Kaiserin Justina und ihre arianischen Anhänger zu verteidigen. Eunuchen aus der Levante schulmeistereten die Grafen und den ganzen Bediententrost jeglichen Ranges im Palaste. Alles stürzte sich über das Reich als gute Beute her. Denn es war noch immer eine bewunderungswürdige Maschinerie, die die Völker zu beherrschen und Gold aus ihnen herauszupressen vermochte. Die Ehrgeizigsten strebten nach dem Purpur selbst. Für alle war die Erhaltung des Reiches von Belang, und war es auch nur, um es ungestraft ausplündern zu können.

Die Kaiser, selbst wenn es aufrichtige Christen waren, mußten, wenn sie ihr stets bedrohtes Leben schützen wollten, schreckliche Tyrannen sein. Nie waren die Todesurteile häufiger und grausamer als zu dieser Zeit. Dem Augustinus zeigte man noch in Mailand einen Bärenzwinger, dessen beide Insassen die Todesurteile Valentinians hatten vollstrecken müssen.

Es war dem Augustinus unmöglich, anders als mit

dem tiefsten Widerwillen in dieses Treiben hineinzublicken, obschon er ja noch immer die Hoffnung hegte, Staatsbeamter zu werden. Dieser Pessimismus wurde noch verstärkt durch körperliches Übelbefinden; Brust und Hals litten unter den häufigen Nebeln Mailands. Das war schlimm für ihn als Rhetor. Dazu kam noch, daß man an seiner rauhen afrikanischen Aussprache Anstoß nahm und daß Sprachreinerer ihm sprachliche Verstöße vorwarfen.

Zu all diesen trüben Erfahrungen kam ein tiefes inneres Leid hinzu, das in ihm ein Gefühl erweckte, als stürze die ganze Welt über ihn zusammen. Wenn er sich wie zerschunden erhob, dann kam es ihm vor, als erhöbe sich in ihm ein neuer, von oben kommender Wille, dessen erwärmendes Aufleuchten ihn mit schmerzlicher Wonne erfüllte. Schmerzlich, weil er fühlte, daß das Gewicht seiner alten Fehler ihn wieder zu Boden zog.

Wenn dann seine Seele vor Schmerzen aufschrie, dann ging er gern in eine der Kirchen Mailands, um dem liturgischen Gesang zu lauschen, der damals vom Bischof Ambrosius eingeführt wurde. Er war bislang im Westen noch unbekannt gewesen. In jungfräulicher Frische hörte er die hl. Hymnen zu den Gewölben der Basiliken emporklingen. Dann fühlte er sein Herz schmelzen, von unendlichem Zauber durchrieselt. „Wie habe ich geweint, mein Gott, bei Deinen Hymnen und Gesängen! Wie wurde ich emporgehoben von den lieblichen Stimmen Deiner Kirche!“ Auch die Töne der Klage: „Deus! Deus meus!“ widerhallten mächtig in seinem Herzen; sie war dessen natürlichster Ausdruck. So blieb Gott für ihn nicht mehr ein philosophisches Gebilde, ein luftiger Schemen, ein halt- und gefühllos zerfließendes Wesen; er wurde zum liebeerfüllten Vater, der sich mit tröstenden Worten zu seinem armen, gedrückten Kinde herniederneigte. Und ein quälend tiefes

Sehnen nach einem vollen Erfassen des Lebens in Gott als seinem ewigen Ziele, nach einem glücklichen Leben, das er, ach! so arg in die Irre gehend!, in der Liebe gesucht hatte, erfaßte ihn. Aber dann sprachen seine Leidenschaften: „Morgen! Warte noch ein wenig! Sollen wir denn ewig nicht mehr bei dir sein?“ Und schwer fielen diese Worte auf seine Seele. Doch mit seiner steten Unentschlossenheit mußte nun endlich Schluß gemacht werden. Und so ging er, von einer inneren Stimme getrieben, zu einem alten Priester Simplizianus, um ihm sein Leid zu klagen. Dieser hatte in seiner Jugend den Ambrosius bekehrt oder geleitet. Augustinus erzählte ihm von dem Lesestoff, mit dem er sich in letzter Zeit beschäftigt hatte und besonders von dem Studium Platos. Er sprach von all der Mühe, die er sich gegeben habe, um in die Gemeinschaft Christi einzutreten. Er gestand, er sei überzeugt, doch außerstande, die Vorschriften der christlichen Religion praktisch zu betätigen.

Simplizianus, der als guter Seelenkenner bald einsah, daß die Eitelkeit bei Augustinus noch nicht erloschen sei, wies ihn auf den berühmten Übersetzer Platos, Marius Viktorinus, hin, der, Rhetor wie Augustinus, ein Standbild auf dem Forum hatte. Auch dieser hatte gemeint, er könne den Glauben haben, ohne sich voll und ganz zu ihm zu bekennen. Aus philosophischem Stolze und aus Furcht, sich vor den höheren Kreisen Roms, die fast sämtlich noch Heiden waren, bloßzustellen, hatte er sich damit begnügt, nur mit dem Kopfe ein Christ zu sein. Simplizianus hatte ihm längere Zeit vergebens sein unlogisches Verhalten auseinandergesetzt, — bis Marius sich plötzlich entschloß, sich öffentlich und durch sein ganzes Wirken zu ihm zu bekennen. Am Taufstage der Katechumenen bestieg dann der berühmte Mann die für das Glaubensbekenntnis der Neubekehrten in der Basilika errichtete Er-

nöhung und legte als letzter der Neubekehrten sein Bekenntnis vor dem versammelten Volke ab, das ihn dann begeistert begrüßte.

Diese Erzählung machte auf Augustinus, weil manche Umstände wie auf ihn zugeschnitten waren, einen tiefen Eindruck. Doch sollte, wenn er einmal den gleichen Schritt täte, menschlicher Beifall ohne jeden Einfluß auf ihn sein. Er wolle einzig um Gottes willen und vor Gott sich bekehren.

Nicht lange nachher erhielt er den Besuch eines Landsmannes, namens Pontitianus, der eine hohe Stellung am Kaiserhofe bekleidete. Augustinus und Alypius waren allein zu Hause. Man setzte sich, um zu plaudern, und zufällig fielen die Blicke des Besuchers auf die Briefe des hl. Paulus, die auf einem Spieltische lagen. Die Unterhaltung knüpfte daran. Pontitianus, der ein eifriger Christ war, pries in begeisterten Worten die Askese und kam bei diesem Anlasse auch auf die Wunder zu sprechen, die der hl. Antonius und seine Einsiedlergenossen in den Wüsten Ägyptens gewirkt hätten. Das wäre, so berichtete er, ein die Gegenwart lebhaft ergreifendes Thema; in Rom spräche man in kirchlich gesinnten Kreisen an erster Stelle davon. Viele folgten ihrem Beispiel, entäußerten sich all ihrer Güter, um in völliger Entsagung zu leben. Warum auch nicht, da der Fiskus ihre Besitztümer ja doch an sich risse, um den in seinem Bestande bedrohten Staat zu verteidigen gegen die anstürmenden Barbaren, denen er schließlich doch erliegen müsse.

Pontitianus sah die Wirkung seiner Worte auf die beiden Zuhörer, und er fuhr damit fort, ihnen ein persönliches Erlebnis zu erzählen, das in die Zeit seines Aufenthalts am Kaiserhofe in Trier fiel. An einem Tage, als der Kaiser im Zirkus war, ging er, Pontitianus, mit drei anderen Hofbeamten in der Umgegend

der Stadt spazieren. Zwei seiner Freunde trennten sich von ihm und einem Genossen. Sie kamen zu einer Hütte, in der einige Einsiedler gemeinsam lebten und traten ein. Sie fanden darin ein Buch über das Leben des hl. Antonius und begannen, zuerst der eine und dann auch der andere, darin zu lesen. Es war von einer so gewaltigen Wirkung auf sie, daß sie sich entschlossen, sofort, ohne jeglichen Aufschub, der Welt zu entsagen und bei den Einsiedlern zu verbleiben. Als Pontitianus mit seinem Genossen sie aufsuchte, um sie zur Rückkehr zu mahnen, erwiderten sie, daß sie hier zu bleiben entschlossen seien. Pontitianus und sein Freund kehrten darauf allein in den Palast zurück. Die beiden, die Einsiedler wurden, hatten Bräute, die auch Gott ihre Jungfräulichkeit weihten.

Augustinus wurde von dieser Erzählung bis ins tiefste Innere erregt. Auch er war ja seines bisherigen Lebens müde; auch er hatte eine Braut. Und er erblickte seine Seele „entstellt und besudelt, wie voll von Schmutz und Geschwüren“.

Als Pontitianus gegangen war, da ergriff tiefe Reue des Augustinus' Herz, und in unaussprechlicher Aufregung rief er seinem Freunde Alypius zu: „Was sollen wir nun machen? . . . Hast du nicht gehört? Leute ohne tiefere Bildung erheben sich und reißen den Himmel an sich, und wir mit unserem herzlosen Vielwissen wälzen uns gleichsam in Fleisch und Blut!“

Während er in tiefster Erschütterung diese und ähnliche Worte ausstieß und Alypius wie angedonnert dastand, stürmte er in den Garten hinaus, der an das Haus anstieß. Der Freund folgte ihm und ließ sich still auf die Bank nieder, auf die Augustinus sich gesetzt hatte. Dieser merkte es nicht. All die Fehler und Sünden, mit denen er seine Seele befleckt hatte, traten riesengroß vor ihn hin und starrten ihn mit vorwurfsvollen Augen an. Und trotzdem fühlte er, wie



sehr er noch an ihnen hing! Wie sollte er aus all diesen Niedrigkeiten herauskommen?! Wie endlich und endgültig mit ihnen brechen?!

Plötzlich stand er auf. Wie ein Sturmwind kam es über ihn. Er eilte bis tief in den Garten, fiel unter einem Feigenbaum auf die Kniee nieder und brach, während er sein Antlitz tief auf den Boden neigte, in eine Flut von Tränen und Seufzern aus. Und dann rief er, unter der siegreichen Umklammerung der göttlichen Gnade, klagend aus: „Wie lange noch? Wie lange noch? Morgen und immer wieder morgen? Warum nicht sogleich? Warum soll nicht noch diese Stunde das Ende meiner Schmach sehen?“

In demselben Augenblicke hörte er, aus einem benachbarten Hause eine Kinderstimme in singendem Tonfalle mehrmals die Worte wiederholen: „Nimm und lies! Nimm und lies!“ Augustinus fuhr zusammen. Er überlegte einen Augenblick, ob er diesen Kinderreim schon irgendwo gehört hätte, konnte sich aber nicht erinnern. . . . Alsbald sprang er auf, eilte zu der Stelle, wo Alypius noch immer saß, und schlug die Briefe des hl. Paulus auf, die er dort zurückgelassen hatte. Und sein Blick fiel alsbald auf den ersten Vers, der ihm vor Augen trat: „Nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid, sondern ziehet an den Herrn Jesum Christum und suchet nicht die fleischlichen Gelüste zu befriedigen!“ Weiter las er nicht. Denn das traf ihn wie ein Blitzstrahl vom Himmel. Es war Gottes Ruf und Gottes Befehl, der geradeswegs auf sein Herz zielte. Es war die Antwort Gottes auf sein tränenerfülltes Flehen.

Er schloß das Buch. Alles Schwanken und Zagen, alle Angst war nun verschwunden. Ein großer Friede umfing sein Herz. Er wollte die Welt ganz verlassen und sich dem Dienste der Kirche weihen. Dem Alypius

erzählte er, was vorgegangen war, worauf dieser das Buch wieder öffnete und im Anschlusse an das von Augustinus Gelesene den Vers fand: „Des Schwachen aber im Glauben nehmet euch an.“ Alypius bezog das auf sich und trat alsbald ohne alle Bedenklichkeit dem guten Entschlusse und Vorsatze seines Freundes bei. Ihm wurde das leicht, weil er schon lange durch seine Sitten sich sehr, und zwar im besten Sinne, von Augustinus unterschied. Dann gingen beide zu Monika, um ihr alles zu erzählen. Sie war voll Freude und Jubel über diese Botschaft. Denn Gott hatte ihr noch mehr verliehen, als sie durch ihre jahrzehntelangen Gebete von ihm zu erreichen gehofft hatte. Sie durfte nun in den Lob- und Preisgesang des Allerhöchsten ausbrechen, um dann bald in seinem Frieden von hinnen zu scheiden.

14. Augustinus legt sein Amt nieder; Cassiziakum. Augustinus wird getauft.

Sollte nun Augustinus in aufsehenerregender Form wie Marius Viktorinus seine Bekehrung bekannt machen und seinen Wiedereintritt in die große katholische Gemeinschaft vollziehen? Er wußte wohl, so zerknirscht und demütig er auch war, daß er in Mailand eine angesehene Persönlichkeit war, wußte auch, daß solch in die Augen fallende Übertritte eine gewisse werbende Kraft hätten. Aber er entschloß sich trotzdem, in aller Stille den entscheidenden Schritt vorzubereiten. Gott und einige liebe Freunde sollten Zeugen seiner Buße sein. So vermied er es zugleich, den einen Anstoß zu geben und das überlaute Lob der anderen einzuheimsen.

Man stand noch zwanzig Tage vor den Ferien. Bis dahin wollte er sich gedulden, dann aber seinen Abschied nehmen. So hatten die Eltern seiner Hörer keinen Grund, sich über ihn zu beklagen, ihm vorzu-

werfen, er habe sie plötzlich im Stiche gelassen. Er hatte im übrigen noch einen anderen stichhaltigen Grund, sein Amt niederzulegen: das war sein Gesundheitszustand. Er litt an einer Art chronischen Bronchialkatarrhs, den auch der Sommer nicht geheilt hatte. Er bedurfte wirklich der Ausspannung. So verzichtete er denn, nachdem er seine Obliegenheiten während der drei Wochen noch mit Mühe vollzogen hatte, auf seinen Lehrstuhl, um ihn nie wieder zu besteigen.

Nun mußte er aber für seinen weiteren Unterhalt sorgen und für den Unterhalt derjenigen, die seiner Obhut anvertraut waren. Er fand ihn dadurch, daß Licentius, der Sohn des Romanianus (der noch immer in Mailand seinen Prozeß betrieb und vielleicht anfangs alle Kosten bestritt), auch weiterhin sein Schüler blieb, dem sich bald ein zweiter zugesellte, Trygetius mit Namen. Nun fehlte noch das Obdach. Augustinus fand es dadurch, daß der Grammatiker Verekundus, sein Freund und Amtsgenosse, ihm sein nicht sehr weit von Mailand gelegenes Landgut Cassiziakum überließ. Die Veranlassung dazu gab ein Freundschaftsdienst, den Augustinus ihm geleistet hatte. Er hatte nämlich den Nebridius, obwohl dieser in sehr guten Vermögensverhältnissen lebte, bestimmt, Verekundus zu vertreten, als dieser einen Urlaub zu nehmen gezwungen war. Augustinus zog also im Herbst jenes Jahres auf das genannte Landgut und nahm als weitere Hausgenossen noch seine Mutter Monika, seinen Bruder Navigius, seine Vettern Rustikus und Lastidianus und seinen Sohn Adeodat mit sowie endlich Alypius.

Wo lag nun die Villa Cassiziakum? Eine sichere Kunde davon haben wir nicht, doch will man aus einer kleinen Dichtung des Licentius ¹⁾ schließen, daß sie im Norden Mailands angesichts der hohen Alpenkette gelegen gewesen sei. Die reiche lombardische Ebene

¹⁾ Vergl. S. 105.

mußte Augustinus und seine Hausgenossen wie ein herrliches gelobtes Land vorkommen: teilweise wohlangebaute Äcker und die saftigsten Wiesen, teilweise ein einziger Obstgarten. Und das alles war durchrieselt von murmelnden Wasserläufen oder durchzogen von tiefen Kanälen mit fischreichem Gewässer, beides für Afrikaner ein ungewohnter, anziehender Blick und Klang. Und nach Norden zu in mehreren Stockwerken emporsteigend der hohe Gebirgswall mit seinen gezackten Spitzen und schneebedeckten Häuptern. In ihrer Mitte träumen jene blauen Seen, die zu dem Schönsten gehören, was man auf Erden schauen kann. Und über dieser Landschaft wölbt sich ein Himmel, der bald (besonders zur Winterszeit) nebelig verschleiert und kalt sein kann, bald jenes köstliche tiefdunkle Blau zeigt, das wir einen „italienischen Himmel“ zu nennen pflegen.

Cassiziakum lag also irgendwo inmitten dieser großartigen Landschaft. Nach Augustinus war es eine jener schlichten ländlichen Heimstätten, die im Sommer eine Zeit lang der Sitz einer Familie sind, dann aber lange einsam und öde sich selbst überlassen bleiben. Ohne besonderen architektonischen Schmuck aufzuweisen, war das Haus für die Bequemlichkeit ihrer Bewohner ausgebessert und vergrößert worden.

Die Haustür lag nicht in der Mitte des Hauptgebäudes, sondern etwas seitwärts; eine zweite Tür führte auf der Seite ins Innere. Als einziges Zeichen des Aufwandes enthielt das Haus einen großen Badezimmer. Die Bäder, so schlicht sie auch waren, erinnerten Augustinus an die Ausstattung der Turnhallen. Befanden sich darin vielleicht schöne Fußböden, Mosaiken und Standbilder? Oder zeigten sie, in Ermangelung dessen, pompejanischen Wandschmuck, wie man ihn bis auf die heutige Zeit in jener Gegend vielfach beibehalten findet?

Es gab auf Cassiziakum keinen Ziergarten; alles

Land war zu Gemüsegärten, Weiden oder Äckern angelegt. Vor dem Hause erstreckte sich eine Wiese, welche dichte Reihen von Kastanien gegen den Wind und die zu grelle Sonne schützten. In ihrem Schatten setzte man sich aufs Gras oder man plauderte und lauschte zugleich dem Murmeln eines Bächleins, das unter den Fenstern des Badesaales dahinflöß. So lebte man in und mit der Natur ein fast bäuerliches Leben, voll Stille, Friede und Frische. Die Luft war reiner und nicht so feucht-drückend wie in Mailand; das tat der Brust des Augustinus wohl. Diese ländliche Ruhe und Einsamkeit trug ihm gesegnete Tage ein, für die er noch in späterer Erinnerung seinem Gastfreunde wie Gott innigen Dank abstattet. Er bittet Gott, jenem am Auferstehungstage die Rechnung zu begleichen.

Für Augustinus war das ein Augenblick, wie er nur einmal im Leben vorkommt. Er hatte eine geistige Krisis durchgemacht, die auch seinen Körper stark mitgenommen hatte. Jetzt kostete er die volle Wonne der Genesung; er spannt und ruht sich aus. Ruhigen und klaren Geistes durchschaut er seinen Zustand; er weiß, was ihm noch zu tun übrig bleibt, um im ganzen und vollen Sinne ein Christ zu werden. Nämlich, sich mit der hl. Schrift vertraut zu machen, manche für ihn noch ungelöste Fragen aufzuhellen, seine Lebensführung von Grund auf zu bessern und sich von jeglichem heidnischen Einflusse frei zu machen — eine heikle, schwierige und schmerzliche Aufgabe, die nicht in einem Tage gelöst werden konnte. Denn das Christentum war in jener Zeit noch durch zahlreiche Fäden mit dem Heidentum verbunden. Es verwandte z. B. so manche Göttersymbole im christlichen Kultus, um den Übertritt zu erleichtern, seine höhere Bildung beruhte so sehr auf den Werken heidnischer Schriftsteller, daß es fast unmöglich schien, sich von solcher Umstrickung völlig zu lösen. Es gelang Augustinus erst, als er Bischof von Hippo

war, den Rhetor halbheidnischen Geblütes ganz abzulegen.

Allmählich begann das Laubwerk der Bäume zu fallen. Es häufte sich am Wege und staute den Bach am Baderaum, so daß er sein Murmeln einstellte. Er mußte gleich den Wegen gereinigt werden — wie des Augustinus' Denken und Leben, damit auch von seinem Leben der Vers des Psalms gälte: „Singet mir ein neues Lied.“ Aber leider konnte er sich nicht einzig dieser Aufgabe widmen, denn er hatte als Hausherr, als Verwalter eines ländlichen Besitztumes eine ganze Reihe von Pflichten zu erfüllen. Allem Anschein nach trat ihm dabei jeder seiner Gäste hilfreich zur Seite. Alypius, der gewandt in allen Geschäften und auch mit dem Rechtswesen vertraut war, besorgte Kauf und Verkauf und auch die Buchführung. Er war unaufhörlich auf dem Wege nach Mailand. Augustinus selbst führte den Briefwechsel und verteilte die Arbeit an die Feldarbeiter, während Monika der Haushalt oblag. „Sie sorgte für uns, als wären wir alle ihre Kinder gewesen, und sie bediente uns, als wäre jeder von uns ihr Vater gewesen.“

Es war ferner da Augustinus' Sohn Adeodat, der von glänzendem Talente war und eine reiche Zukunft verhiess, dabei eine engelreine Seele sein eigen nannte. Dann Augustinus' Bruder Navigius, von dem wir nichts wissen, als daß er leberleidend war und sich der gezuckerten Gerichte enthielt. Augustinus' beide Vettern, Rustikus und Lastidianus, sind für uns so farblose Wesen wie stumme Personen im Schauspiel. Nahezu das Gleiche kann man sagen von Trygetius, dem einen seiner Schüler. Er hatte im Heere gedient und liebte die Geschichte „wie ein altgedienter Krieger“. In einigen der Dialoge seines Lehrers ergreift er das Wort, aber in so wenig charakteristischer Weise, daß sein Bild dadurch an Klarheit nicht gewinnt. Anders steht es

mit Licentius, dem Sohne des Romanianus. Er war der Lieblingsschüler des Augustinus, obwohl er als verzogenes feines Herrchen unbändig, eitel und so plump vertraulich war, daß er sich nicht scheute, gelegentlich seinen Lehrer zu hänseln. Dabei ein Leichtfuß, der plötzlich in irgend eine Sache ganz verrannt sein konnte, oberflächlich und etwas wirrköpfig angelegt. Übrigens der beste Junge von der Welt: bei schlechtem Kopfe ein gutes Herz. Er war ein ausgemachter Heide und blieb es wahrscheinlich sein Leben hindurch, trotz der Ermahnungen des Augustinus und des milden Paulin von Nola, der ihn in Prosa und Versen zurechtsetzte. Als bedeutender Esser und tüchtiger Trinker tat er in Sack und Asche Buße an dem recht einfachen Tische der hl. Monika. Kam aber der himmlische Hauch über ihn, so vergaß er darüber Essen und Trinken, und in seinem poetischen Durste würde er, wie sein Lehrer aussagt, alle Quellen des Helikon trockengelegt haben. Er schmiedete Verse und brachte in Kassiziakum die rührende Geschichte von Pyramus und Thisbe in artige Reimlein, die er dann in Bruchstücken seinen Hausgenossen vortrug, denn er hatte eine schöne, klangvolle Stimme. Dann aber brachte er es mit einem erstaunlichen Mangel an Verständnis und gutem Geschmack fertig, von diesem Gegenstand auf die griechischen Trauerspiele hinüberzuspringen und jedem Anwesenden mit Zitaten daraus die Ohren vollzuhängen. Dann kamen plötzlich Kirchenlieder an die Reihe, die durch ihre Neuheit damals alle Welt begeisterten. Er sang sie allenthalben, im Freien wie im Hause, ja sogar auf der geheimsten Stätte des ganzen Hauses, wohin sie paßten wie die Faust aufs Auge.

Der Unterricht, den Augustinus seinen beiden Schülern erteilte, war, so frei und heiter er ihn auch gestaltete, durchaus gesunder und kerniger Art. Sobald Augustinus den geschäftlichen Teil seines Tagewerks

erledigt und den Arbeitern ihre Aufgabe zugewiesen hatte, ging es an seine Lehrtätigkeit. Morgens studierte man zusammen die Eklogen des Vergil, und am Abend erging man sich in philosophischen Erörterungen. War das Wetter schön, so stieg man in die Wiese hinunter und setzte sich in den Schatten der Kastanien. Regnete es, so fand man in dem Ruhezimmer, das an den Baderaum stieß, einen behaglichen Aufenthaltsort.

In diesen belehrenden Erörterungen, die den Dialogen des Augustinus zugrunde liegen, gab es nichts, was nach Schule schmeckte. Man knüpfte an die alltäglichen Dinge an, die man vor Augen hatte, oder auch an ein geringfügiges, zufälliges Ereignis. Eines Nachts z. B., als Augustinus nicht schlafen konnte — er litt öfters an Schlaflosigkeit —, wurde die Besprechung im Bette begonnen (denn Lehrer und Schüler schliefen in demselben Zimmer). Mit gespanntem Ohr gab er auf das stetig aussetzende Gemurmel des Baches acht und suchte es sich zu erklären. Plötzlich regte sich Licentius unter seinen Decken, hob tastend ein Holzstück auf und schlug damit gegen den Fuß seines Bettes, um die Mäuse zu verjagen. Auch er schlief demnach nicht, noch auch Trygetius, der sich in seinem Bette herumdrehte. Augustinus war hoch erfreut darüber. Sofort stellte er ihnen die Frage: „Woher kommen diese Unterbrechungen in dem Fließen des Baches? Sind sie nicht die Folge eines unbekanten Gesetzes?“ Ein zu behandelndes Thema war gefunden, und während mehrerer Tage erörterte man die Ordnung der Dinge. Auch ein Hahnenkampf, dem man auf dem Hofe zufällig beiwohnte, mußte der gleichen Zweckbesprechung dienen. In ihr entwickelte Augustinus auch den Gedanken, wie das Gesetz der Schönheit dem Einklang der Naturgesetze entspringt.

Aber nicht nur alles Sachliche aus seiner Umgebung zieht Augustinus heran, auch alle Hausgenossen läßt

er in den Dialogen auftreten bis hinunter zu seinem Söhnchen Adeodat. Er kennt eben den Wert des gesunden Menschenverstandes, die Sehergabe eines reinen Herzens oder einer frommen Seele, die aus dem Gebete ihre Kraft saugt. Trat Monika einmal in den Saal, wo die Besprechungen stattfanden, um etwa zum Essen zu rufen, so hieß Augustinus sie bleiben. Sie gehöre dorthin, weil sie eine Liebhaberin der Wahrheit sei, die nichts von dieser abbringen könne. Das aber sei der höchste Grad der Philosophie. Daher sei er, der erst dahin strebe, ihr Schüler. Heftig protestierend, doch mit einem liebeerfüllten Blick antwortete sie dann: „Schweig! Nie hast du größere Flunkereien zum besten gegeben.“ Gewöhnlich waren diese Unterhaltungen dialektische Spiele nach dem Geschmack jener Zeit, hochweise und ermüdend spitzfindig. Daher litt der leicht und schnell aufwallende Lizenius an häufiger Zerstreuung, sodaß der Lehrer ihn schelten mußte. Aber der Verstand, die Einsicht der Schüler in das Leben, in die Dinge und ihren Zusammenhang wurden durch sie gefördert. Es sind der Dialoge, die Augustinus zu kleinen Schriftwerken geformt und herausgegeben hat, drei, über die Akademiker, die Ordnung und über das glückliche Leben. Sie bilden das Ende einer Kette, die mit Sokrates unter den Platanen des Ilissus beginnt, in Plato ihre Blüte erlebt und in Augustinus den Abschluß findet. Bemerkenswert ist, daß Augustinus, obwohl er nur den von Cicero ins Lateinische übersetzten Timaios des Plato gelesen zu haben scheint, den Dialog als einziger Vertreter in die lateinische Literatur einführt. Er hatte die Erörterungen durch eigene Schreiber, die sich auf Kurzschrift verstanden, stenographieren lassen (durch sog. notarii) und wurde so mit Veranlassung, daß im römischen, besonders oströmischen Reiche und dann auch in der Kirche eine sehr papierverschwendende Richtung

begann. Sie hat freilich das Gute gehabt, daß jene Periode an geschichtlichen Aktenstücken reich ist.

Wir bekommen durch die Dialoge einen Einblick in die Ideenwelt, die Augustinus damals bewegt und durchwogt hat. Indem er sich den Anschein gibt, als bekämpfe er die Akademiker, bekämpft und widerlegt er seine eigene frühere Zweifelsucht. Nicht das Aufsuchen der Wahrheit ohne die Hoffnung, sie je zu finden, kann das Glück verschaffen, sondern nur ihr voller Besitz. Wahres Glück gibt es also nur in Gott. Wie es eine Ordnung in den Dingen gibt, so auch eine Ordnung in der Seele. Wer diese schafft, macht die Seele fähig, Gott zu betrachten. Man muß also in der Seele den Sturm der Leidenschaften beruhigen. Daher die Notwendigkeit der inneren Besserung, des beschaulichen, weltverneinenden Lebens.

Augustinus ist sich nun wohl bewußt, daß solche Wahrheiten der Schwäche seiner beiden Zöglinge, wie denn überhaupt der Durchschnittsmenschheit, angepaßt werden müssen. Denn er hat damals noch nicht die unbeugsame Strenge seiner späteren Ansprüche, die ja dann auch immer noch gemildert werden durch seine christliche Liebe. Hinsichtlich der weltlichen Lebensrichtung und Erziehung drückt er die Verhaltensvorschrift, welche die christliche Klugheit der Folgezeit angenommen hat, also aus: „Wenn euch stets die Ordnung am Herzen liegt, so müßt ihr zu euren Versen zurückkehren. Denn die Kenntnis der freien Wissenschaften, aber eine ernst gerichtete und geregelte, bildet Menschen, welche die Wahrheit lieben werden Aber es gibt andere Menschen oder besser Seelen, die der beste und schönste Gemahl zu einer unsterblichen Hochzeit sucht. Diesen Seelen genügt es nicht zu leben, sie wollen glücklich leben . . . Ihr aber geht inzwischen und sucht eure Musen wieder auf.“

Wie treffend ist in diesen Worten das doppelte Ideal

dargestellt zunächst derjenigen, die in der Welt leben müssen, aber auch in ihr das Gesetz ernster christlicher Strenge und Mäßigung innehalten wollen und derjenigen, die in Gott leben wollen. Augustinus' Wahl ist getroffen. Er wird sein Haupt nicht mehr rückwärts wenden. In den Dialogen von Cassiziakum nimmt er endgültig Abschied von der heidnischen Muse.

15. Augustinus' Taufe. Reise nach Ostia und Tod der hl. Monika.

Unter den Arbeiten, welche die Verwaltung von Cassiziakum für Augustinus mit sich brachte und der Sorge für seine beiden Schüler verging der Winter. Immer mehr widmete er sich auch seinem Seelenheil, obwohl er den alten Menschen noch nicht so völlig ausgezogen hatte, wie er selbst es vielleicht meinte. Der Rhetor und Philosoph steckt noch zu sehr in ihm. Davon geben die Soliloquien, die er damals verfaßte, uns Kunde.

Er sah übrigens selbst ein, daß er sich mehr mit der hl. Schrift als mit der Philosophie befassen müsse, daß er ihre Weisheit mit zerknirschtem und demütigem Herzen in sich aufnehmen müsse. Er wandte sich deshalb an Ambrosius mit der Anfrage, was er lesen solle. Dieser riet zu den Weissagungen des Propheten Isaias, weil sie den klarsten Hinweis auf die Erlösung enthielten. Aber ihre Lesung erwies sich als zu schwierig; Augustinus mußte sie auf später verschieben. Inzwischen hatte er von den städtischen Behörden endgültig seinen Abschied als Lehrer der Rhetorik erhalten. Nun siedelte er zu Anfang des Jahres 387 wieder nach Mailand über und sandte an den Bischof Ambrosius ein schriftliches Eingeständnis seiner Irrtümer und Fehler und empfing, nachdem er sich durch Teilnahme an den religiösen Übungen der Katechu-

menen darauf vorbereitet hatte, am Tage vor Ostern, am 24. April 387, die hl. Taufe zugleich mit seinem Sohne Adeodat und seinem Freunde Alypius. Letzterer hatte sich durch besonders strenge Kasteiungen auf den Schritt vorbereitet.

Um jene Zeit schieden die beiden Schüler des Augustinus von ihrem Lehrer. Trygetius trat vermutlich wieder in das Heer ein, und Licentius siedelte nach Rom über. Dafür trat als Ersatz in den häuslichen Kreis Evodius ein, ein Landsmann aus Tagaste, der schon vor Augustinus getauft worden war, ein ehemaliger kaiserlicher Beamter, der gleich Augustinus später Bischof in Afrika (von Gelma) wurde. Mit ihm wurde der Plan eines klosterartigen Lebens besprochen und beschlossen, für den Augustinus und Monika das Haus und was sie noch an liegendem Gut in Tagaste besaßen, zur Verfügung stellten. So wurde der Entschluß gefaßt, nach Afrika zurückzukehren, um den Plan zur Ausführung zu bringen. Wenn man bedenkt, was alles Augustinus aufgab und zu welchem verborgenem Leben er sich rüstete, so kann man nicht begreifen, wie seine Feinde sagen konnten, er habe sich aus Ehrgeiz bekehrt, weil die Ehrenstellung und das reiche Einkommen eines Bischofs ihn verlockt hätten. Er mußte später fast mit Gewalt der klösterlichen Einsamkeit ent-rissen werden, die ihn voll befriedigt hatte.

Näheres über die Reise wissen wir nicht. Man brach im Laufe des Sommers auf, vielleicht im August, gegen dessen Ende der Gegenkaiser Maximus die Alpen überstieg, um auf Mailand loszumarschieren, das Valentinian mit dem ganzen Hofe eiligst verließ, um nach Aquileja überzusiedeln. Die kleine Reisegesellschaft zog über den Apennin, um von Ostia aus die Überfahrt nach Afrika zu unternehmen. Die Reise war lang und in dieser heißen Jahreszeit sehr anstrengend, sodaß Monika überaus ermüdet und schwach in Ostia

ankam. Man stieg wahrscheinlich bei christlichen Mitbrüdern oder Gastfreunden ab und mußte nun auf die Abfahrt irgend eines geeigneten Schiffes warten. Es war mittlerweile Spätherbst geworden, eine Zeit, da wegen der häufigen Stürme die Zahl der auslaufenden Boote wesentlich geringer wurde. Meist handelte es sich um kleine, kaum mit einem Verdeck versehene Fahrzeuge, die sich auf kurze Tagesfahrten längs der Küste beschränkten und, wenn eben möglich, an jedem Abend in einem Hafen oder einer schützenden Bucht einliefen und dort verblieben, so lange es dem Kapitän beliebte. Freilich mußte man zuletzt doch ins freie Meer hinaussteuern, zunächst bis Malta und dann bis zur afrikanischen Küste.

Ostia, das heutzutage nur ein armseliges Dorf ist, war damals eine große und bedeutende Hafenstadt und der Stapelplatz für Rom, zugleich der Lande- und Ausfahrplatz für alle Fremden, desgleichen Anlegestelle der Getreideflotte, die alle Arten Getreide und Öl herbeischaffte. Ferner war Ostia die Stelle, wo der Umsatz aller nur möglichen sonstigen Waren stattfand. Die in der letzten Zeit an jener Stelle unternommenen Ausgrabungen haben uns erst einen rechten Begriff von der ehemaligen Bedeutung Ostias gegeben.

Augustinus und Monika hatten wohl ein Haus gefunden, das abseits vom Lärm und Getümmel der Straße und des lebhaften Handels und Schiffahrtsbetriebes lag, ein Haus, wo sie sich sammeln und gemeinsam dem Gebete und der Betrachtung obliegen konnten. So mögen sie einen Vorgeschmack der ewigen Vereinigung in Gott, eine Art mystischen Aufschauens erlebt haben nach Art des bekannten Bildes von Ary Scheffer. Mag man an ihm auch dieses und jenes auszusetzen finden, das Stilisierte und leicht Theatralische der Aufmachung, die kühle Trockenheit der Stimmung, die im Widerspruch steht mit dem warmen

Tone des Berichtes in den Bekenntnissen, es kommt die abgeklärte Ruhe beider und das Beseligende der gemeinsamen Versenkung in die Betrachtung Gottes darin zu schönem Ausdruck. Nur darf man sich nicht den Blick beider etwa über einen Garten hinweg auf die hohe See gerichtet denken, wie es in der Regel wohl geschieht, denn Ostia liegt nicht am Meere. Es lag damals allerdings dem Ufer etwas näher als heute, weil die Küste noch nicht so versandet war, doch immerhin in einiger Entfernung vom Meeresufer. Deshalb haben wir in jener Unterredung, die uns Augustinus im Buche IX Kap. 10 seiner Bekenntnisse beschreibt¹⁾, an den *agro romano* zu denken und nicht etwa an das Meer. Sein weiter, melancholisch wirkender Umkreis stand auf jeden Fall in wunderbarem Einklang mit den Stimmungen von Monikas Seele.

Der Wunsch, den sie geäußert hatte, sollte bald Erhörung finden. Etwa fünf Tage nach jener Unterhaltung verfiel Monika in ein Fieber. Solche waren häufig, denn das Klima von Ostia war von jeher sehr ungesund, weil die Maremmen²⁾ damals wie noch heute dort ihren giftigen Atem aushauchten. Auch der Zusammenfluß so vieler Fremden, zumal aus dem Orient, trug eine Unmenge Krankheitskeime zusammen.

Monikas Zustand verschlimmerte sich bald; sie mußte das Bett hüten. Eines Tages verfiel sie in eine Ohnmacht und lag eine Zeit lang bewußtlos. Als sie wieder zu sich kam, äußerte sie den Wunsch, hier in Ostia begraben zu werden. Das widersprach ihrem früher geäußerten Willen, an der Seite ihres Mannes

¹⁾ Hier ist jene Unterredung gemeint, in der Monika zum Schlusse sagt, sie wisse nicht, wozu sie jetzt noch auf der Welt sei, denn das einzige Ziel, weswegen sie noch eine Zeit lang hienieden zu weilen gewünscht hätte (nämlich ihren Sohn als katholischen Christen zu sehen, bevor sie stürbe), sei ja nun erfüllt.

²⁾ Maremmen = sumpfige Küstenniederungen.

in Tagaste ein Grab zu finden. Dort hatte sie sogar ein solches längst hergerichtet. Als ihr Sohn Navigius, der mit seinem Bruder am Krankenbette stand, darauf entgegnete, es sei doch tröstlicher, wenn sie in der Heimat stürbe, blickte sie ihn vorwurfsvoll an und sagte dann, zu ihren beiden Söhnen gewandt: „Begrabet diesen Leib, wo ihr wollet. . . . Nur darum bitte ich euch: Gedenket meiner am Altare des Herrn, wo immer ihr sein möget.“ Die Freunde wunderten sich über den Starkmut, mit dem die Sterbende ihren früheren Wunsch verleugnete, und ihr Sohn freute sich darüber, daß Gottes Gnade ihr Herz so umgestaltet hatte.

Am neunten Tage ihrer Krankheit starb sie, vermutlich im November 387 im 56. Lebensjahre, während Augustinus damals 33 Jahre zählte. Sein Schmerz war unermeßlich groß, aber es gelang ihm, die Tränen zurückzuhalten. Sein Sohn Adeodat aber brach in lautes Wehklagen aus, und sein Schmerz konnte nur mit Mühe beschwichtigt werden. Als man endlich mit Mühe seine Tränen gestillt hatte, ergriff Evodius den Psalter und stimmte den Psalm an, der mit den Worten beginnt: „Von Barmherzigkeit und Gericht will ich dir singen, o Herr!“ Und alle stimmten in den Gesang mit ein.

Während diejenigen, deren Amt es dem Herkommen gemäß war, das Begräbnis vorzubereiten, die hierzu nötigen Schritte unternahmen, zog Augustinus sich, soweit die Verhältnisse es ihm gestatteten, hiervon zurück. Er suchte die anderen zu trösten und tröstete damit auch sich selbst — den die Freunde für unempfindlich gegen den Schmerz hielten. Selbst in dem Opfer, das man für die Seelenruhe der Verstorbenen darbrachte, und auf dem Kirchhof weinte er nicht; er wollte seinen Mitbrüdern keinen Anstoß dadurch geben, daß er es der Trostlosigkeit der Heiden und derjenigen, die ohne Hoffnung sterben, gleichtat. Aber sein Streben,

die Tränen zurückzuhalten, wurde zu einem zweiten Leiden neben dem Seelenschmerz über den Tod seiner Mutter. Da erinnerte er sich eines griechischen Sprichwortes, das sagt, das Bad heile den Schmerz, und er suchte in den Thermen seiner Schmerzen ledig zu werden. Doch vergeblich. In der folgenden Nacht fand Augustinus indes einen tiefen Schlaf, und am nächsten Morgen hatte sich sein Schmerz in etwa gelindert. Die Worte eines Hymnus des hl. Ambrosius umklangen ihn:

O Herrgott, dessen Allmachtsruf
Den Himmel und die Erde schuf,
Du bringst den Tag auf lichtem Pfad
Und mit der Nacht des Schlummers Gnad',
Daß neu erstarkt der müde Leib
Zu Deinem Dienste tüchtig bleib'!
Bedrängten Herzen schaffst Du Ruh'
Und bangen Kummer lösest Du.

Und mit diesen Versen kam über ihn der Gedanke an seine verewigte Mutter und an all ihre zärtliche Liebe, deren er nun beraubt war, und er warf sich weinend auf sein Bett und ließ den Tränen, die er so lange zurückgehalten hatte, freien Lauf.

Noch im 14. Jahrhundert zeigte man in Ostia das Grabmal der hl. Monika. Papst Martin V. ließ ihre Gebeine aus der Erde nehmen und in der Kirche San Agostino in Rom beisetzen.

16. Augustinus in Rom. Seine Rückkehr in die Heimat.

Nachdem Augustinus seine Mutter begraben, ihr eine würdige Leichenfeier gehalten und ihre kleine Hinterlassenschaft geregelt hatte, war der Winter da. Gegen Mitte November spätestens wurde die Schifffahrt für weite Reisen zur See geschlossen. Vielleicht kam auch noch der politische Grund hinzu, daß Maximus, der nun offenen Krieg führte gegen Valentinian II. und seine Mutter Justina, die er zur weitem Flucht nach

Thessalonich unter den Schutz des Theodosius gezwungen hatte, die Meere mit seinen Flotten unsicher machte. Reisende setzten sich der Gefahr aus, von ihm abgefangen und eingekerkert zu werden. Der Krieg fand damit sein Ende, daß Maximus 388 von seinem großen Gegner Theodosius zweimal besiegt wurde und in der Nähe von Aquileja von Soldatenhand den Tod fand.

Augustinus ließ sich nun in Rom nieder und blieb daselbst etwa drei Viertel Jahr. Die Stadt zeigte schon weit mehr einen christlichen Charakter als vor vier Jahren, als er in ihr zum ersten Mal geweiht hatte. Die heidnischen Opfer hatten aufgehört. Über den Gräbern der Martyrer und den Stätten frommer Erinnerung erhoben sich christliche Gotteshäuser. Patrizier und Patrizierinnen hatten reiche Stiftungen zur Aufnahme von Pilgern und Kranken gemacht, aus denen allmählich klosterartige Einrichtungen wurden. Augustinus besuchte diese Häuser und unterrichtete sich über ihre innere Verfassung, um für seine eigenen Pläne eine Anleitung zu finden. Ferner verschaffte er sich die nötigen Unterlagen für seinen Kampf gegen die Manichäer, denen er früher so manche neue Bekenner zugeführt hatte. Besonders zielte dieser hin auf ihre Angriffe gegen die Hl. Schrift, ihre Annahme, daß viele Teile des Neuen Testaments unecht und eingeschoben seien, und daß das Alte Testament gänzlich zu verwerfen sei, ebenso auf das Heuchlerische ihrer Aszese. In letzterer Hinsicht sammelte er viele Aktenstücke gegen sie. Er verfaßte drei Schriften während seiner Anwesenheit in der hl. Stadt. Zunächst einen Dialog über die Quantität der Seele, in dem noch immer eine gewisse Abhängigkeit von dem Haupte der Neuplatoniker Plotin hervortritt, und zwei gegen die Manichäer gerichtete Abhandlungen.

Es sei uns bei dieser Gelegenheit gestattet, die

klaren Worte anzuführen, mit denen Hertling¹⁾ den lateinischen Stil Augustinus' charakterisiert. „Seine Prosa trägt den Stempel der Zeit. Früher sprach man wohl von einem afrikanischen Latein. Genauere Vergleichung hat gezeigt, daß der bombastische und zugleich gezierte Stil der Afrikaner nichts anderes ist als die lateinische Nachahmung des sog. Asianismus, des von den Sophisten aufgebrauchten griechischen Manierismus. Zwischen Valerius, Maximus und Plinius einerseits und den Afrikanern Florus, Apulejus, Tertullian andererseits besteht nur ein gradueller, kein grundsätzlicher Unterschied. Augustinus wollte später den manierten Schwulst der sophistischen Prosa von der spezifisch christlichen Beredsamkeit ausgeschlossen wissen, ihre zierlichen Klangfiguren aber hat er bis ans Ende beibehalten, und charakteristisch sind für ihn vor allem die gehäuften Wortspiele, oft treffend, ja selbst packend, öfter noch vielleicht für unsern Geschmack ermüdend und fast niemals in einer andern Sprache annähernd wiederzugeben. Bei alledem ist er auch als Stilist, kompetentem Urteil zufolge, „die gewaltige, Vergangenheit und Nachwelt überragende Persönlichkeit“. Und noch ein anderes darf nicht übersehen werden. ‚In dem fremdartigen Latein‘, sagt ein feiner Kenner des Altertums, ‚mischen sich die welken Blüten einer hinsterbenden Literatur mit den kräftigen Trieben einer in der Entstehung begriffenen Sprache.‘ Von der hinreißenden Wirkung vieler Partien in den Konfessionen ist schon die Rede gewesen. Der Charakter der Lehrschriften ist ein anderer, aber auch hier hat man oft genug Gelegenheit, mit der Fülle und Klarheit der Gedanken die Kunst der Darstellung zu bewundern. Augustinus ist Meister darin, eine Frage zu erschöpfen, ihr sozusagen von allen Seiten beizukommen, die abstrakteste durch sprechende Bilder zu

¹⁾ Augustin. Kirchheim, Mainz 1902. S. 36 f.

erläutern, die entlegenste der Erfahrung des Lesers anzunähern. Eine Eigentümlichkeit, von welcher die in Cassiziakum verfaßten Schriften bereits Spuren zeigen, die aber in späteren in weit stärkerem Maße hervortritt, ist die Aneignung biblischer Ausdrücke und Wendungen. Was das besagen will, ergibt sich aus Augustinus' eigenen Klagen über die im Umlauf befindlichen lateinischen Übersetzungen, deren Verstöße gegen den Genius der Sprache er trotzdem nicht beseitigen will, weil sie den Gläubigen durch lange Gewohnheit geläufig waren.“

Im August des Jahres 388 etwa brach er nach Ostia auf und fand auch bald ein Schiff, mit dem er nach Karthago abfuhr.

Zu dieser Jahreszeit herrscht auf dem Mitteländischen Meere eine große Windstille. Nie ist es feenhafter zu schauen. Der blaue Himmel und die weiße furchenlose Meeresfläche bieten dann ein wunderbares Schauspiel, dessen Schönheit sich noch erhöht, wenn die untergehende Sonne die wunderbarsten Spiegelungen hervorruft. Augustinus kannte Ähnliches von Karthago her, aber wie anders wirkte das jetzt, da das volle Licht der Wahrheit seinen Geist erhellte und Gottes Gnade sein Herz mit tiefem Frieden erfüllte. Und so blickte er mit froher Hoffnung auf sein künftiges Wirken in Afrika hin, wenn er auch kaum ahnen mochte, wie reich an neuen fruchtbringenden Gedanken, wie erfüllt von christlicher Liebe und unermüdlichem Wirken es werden sollte. Gehört sein Wirken doch zu den epochemachenden in der Geschichte der Kirche. Mit Alypius und Evodius konnte er alle seine Zukunftshoffnungen austauschen.

Endlich landete Augustinus in Karthago. Er hielt sich nur einige Tage dort auf, denn er sehnte sich nach dem zurückgezogenen Leben in Tagaste. Ein Traum

hatte seine Rückkehr dem Rhetor Elogius, einem ehemaligen Schüler, verkündet. Bei dem karthagischen Anwalt Innocentius, bei dem er mit seinen Reisegeossen abgestiegen war, wohnte er einer wunderbaren Heilung bei.

Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt verkaufte er dort, was er aus der väterlichen Erbschaft besaß, sein Haus und die Liegenschaften. Da er aber in seinem Hause wohnen blieb und auch mit seinen Genossen seinen Lebensunterhalt fand, so haben wir uns vielleicht die Sache so zu denken, daß die katholische Gemeinde alles übernahm und dafür der kleinen Klostergemeinde vorläufig das Haus und das Nötigste zum Leben überwies. Sie bestand aus fünf Mitgliedern, Augustinus selbst und seinem Sohne, Alypius, Evodius und einem gewissen Severus, der später Bischof von Mileve wurde. Aus Augustinus' Briefen geht hervor, daß später auch noch andere sich zugesellten. Die Regel war zunächst noch keine sehr eng umschriebene, ohne Klausur. Man beschränkte sich, wie man das auch in Mailand und Rom gesehen hatte, auf Fasten, eine besonders einfache Kost und auf gemeinsame Gebete und Betrachtungen, geistliche Lesung und wissenschaftliche Betätigung. Während seines ganzen Lebens bleibt Augustinus Lehrer und Schriftsteller. Er widmet sich besonders dem Studium der Hl. Schrift. Dann arbeitet er auf oder sucht aufzuarbeiten, was er früher im Drang der vielen Geschäfte nicht beenden konnte: didaktische Abhandlungen über die freien Künste, Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Philosophie, Musik, von denen er aber nur die erste über die Grammatik beendete. Betreffs der fünf nächsten Abhandlungen kam er über kurze Zusammenfassungen, die verloren gegangen sind, nicht hinaus, während er die Musik in sechs Büchern behandelte. Er hatte diese Abhandlung in Mailand begonnen und brachte sie in

Tagaste zum Abschluß. Sie sollte noch eine Fortsetzung „Über die Melodie“, d. h. die eigentliche Musik erhalten, zu der Augustinus aber keine Zeit mehr fand. „Als einmal die Last der kirchlichen Angelegenheiten mir auferlegt wurde, da sind all diese süßen Dinge meinen Händen entglitten“, sagt er. Er glaubt übrigens, sich entschuldigen zu müssen, daß er sich mit so wichtigen Dingen befaßt habe. Er habe es nur getan, um die Leute, die an solchen Bestrebungen hingen, für die unwandelbare Wahrheit zu gewinnen und an Gott zu fesseln. Er weiß, daß literarische und wissenschaftliche Neigungen Stufen sind, die aus der materiellen Welt hinaufführen und will sie als vorsichtiger Seelenführer nicht verschmähen. Im übrigen waren die weltlichen Wissenschaften, die er in einem Grade beherrschte wie kaum einer seiner Zeitgenossen, für ihn ein hervorragendes Mittel, um seine Kämpferstellung für die Kirche zu festigen. Die ganze Waffenrüstung seiner Gegner überbot er um ein reichliches. Daß er dabei nicht selten seine Wissenschaft, seine rednerische und dialektische Begabung zu weitgehend ausnutzt, daß er weitschweifig wird, verzeiht man ihm gern, weil er dann nur geleitet wird von der Sorge um die Seelen, von dem Wunsche sie zu erbauen, und weil er ihnen seine Liebesglut einflößen möchte. Während seines ganzen Lebens ist er und bleibt er Lehrer und zwar ein demütiger. Bezeichnender Weise schreibt er damals sein Werk „De Magistro, Der Lehrmeister“, in welchem er einen Dialog zwischen sich selbst und seinem Sohne Adeodat wiedergibt. Dabei bezeugt er, daß er nur dessen eigene Worte wiederholt hat. Am Schlusse der Schrift spricht er die Überzeugung aus, daß alle Worte des Lehrenden nutzlos sind, wenn nicht der innere Lehrer ihre Wahrheit dem Zuhörer enthüllt.

Bemerken wir noch, daß Adeodat bald darauf im Alter von 16 Jahren starb. Seine frühreife, den Jahren

weit voraneilende Begabung hatte den Vater oft mit Schrecken erfüllt.

Als Lehrer und Rhetor bleibt Augustinus nun in Verbindung mit der Welt trotz aller Abgeschiedenheit. Er weiß, daß die Verführer da draußen ununterbrochen tätig sind, auf dem Forum, in den Kirchen, in den Werkstätten, um Seelen, die gegen sie nicht gewaffnet sind, in die Irre zu führen und zu verderben. Also aufruft er sich zu, mach diese Betrüger zuschanden, reiße ihnen die Maske vom Gesicht, bringe sie zum Schweigen! Und so tritt er mit dem Federkiele bewaffnet in die Kampfbahn und reißt den Sieg an sich. Besonders richtet sich sein Angriff gegen die Manichäer, seine ehemaligen Freunde. Er zeigt dadurch nicht bloß, welche Rolle sie in seinem Leben gespielt haben, sondern auch, welche Fortschritte sie inzwischen in Afrika wieder gemacht haben.

Für diese Streitschriften nun, die in die Hände des Volkes kommen sollten und auch wirklich kamen, hat er sich ein eigenes sprachliches Werkzeug geschaffen. Um auch den Ungebildetsten verständlich zu sein, bediente er sich der Volkssprache und schreckte auch vor Sprachfehlern nicht zurück, wenn sie ihm nötig schienen, um jenen seine Gedanken restlos zu verdeutlichen. Nach Schönheit der Sprache, nach klassischem Latein strebt er in sonstigen Schriften auch noch. Aber dann wird er schwerfällig, seine Perioden sind oft so verwickelt, daß er dunkel wird, während er in seinen Volksschriften, Predigten wie Abhandlungen, von leuchtender Klarheit ist und so farbig und lebhaft schreibt, daß nichts unverstanden bleibt. Diese Sprache hat er sich als sein eigenes Werkzeug geschaffen. Er hat herausgeföhlt, wie ungeeignet das klassische Latein war, um einen Gedanken zu zerlegen und in seinen feinsten Verästelungen darzustellen. Und so schuf er etwas, das den neueren romanischen Sprachen vor-

gearbeitet hat, ja, im Grunde genommen mit ihnen eins ist. Ihre verstandesmäßige Schärfe und Klarheit verdanken sie zum Teil dem Augustinus.

Daneben unterhält er einen ungemein ausgedehnten Briefwechsel. Unaufhörlich fliegen seine Schreiben nach allen Seiten hinaus. Den Freunden schüttet er sein Herz aus, berühmten Fremdlingen teilt er die Gedanken und Erwägungen mit, die ihm in seinen schlaflosen Nächten gekommen sind. Die späteren werden verbreitet (wie heutzutage päpstliche Schreiben) in Afrika, Italien, Spanien, Palästina, ja, der ganzen christlichen Welt. Oft geht ihm das Papier aus, um neue Mitteilungen hinausfliegen zu lassen.

In Tagaste schätzt man Augustinus als gewichtige Persönlichkeit von großer Beredsamkeit und weitreichenden Verbindungen. Man fürchtet, daß eine Nachbarstadt ihn entführe. Daher sieht man nicht gern, wenn er sich da draußen zeigt. Auch er selbst hält sich zurück, denn leicht kann man ihn veranlassen wollen, Priester zu werden oder gar ihn zum Bischof zu erheben. Talentvolle Männer verteidigten nicht nur die Interessen der Pfarrei oder Diözese besser, sondern zogen auch reiche Geschenkgeber an, womit manchen dürftigen kirchlichen Verbänden aufgeholfen wurde.

Obwohl er nun mancherlei zu arbeiten hatte, vieles schrieb und oft um Dienste angegangen wurde, so waren doch seine Tage in Tagaste für ihn eine Ruhezeit, wie er sie nie wieder finden sollte. Hier sammelt er sich und faßt alle seine Kräfte zusammen für die gewaltige Aufgabe und Arbeitslast, die seiner harret. Inmitten der frischen, grünen Landschaft, in der seine Jugend verronnen ist, tauchen noch einmal alle Erinnerungen aus den frohen Tagen der Kindheit auf. Besonders rückt sie ihm lebhaft wieder das Bild der Mutter vor Augen, und in ihrer Kraft, die so gern diese Einsamkeit mit ihm geteilt hätte, blickt er mit doppeltem Vertrauen

zu Gott empor. Von den Fenstern seines Zimmers aus sieht er die Pinien des Waldes ihre Köpfe erheben wie kristallne Schalen mit schlankem Handgriff, und seine nicht zu feste Brust atmet mit Wonne ihren harzigen Hauch ein, wenn er in das Halbdunkel der Wälder hinausschreitet. Und als Freund des ländlichen Daseins, dessen wechselnde Bilder ihn stets lebhaft bewegten, und seiner Lieblingskunst, der Musik, lauscht er dort besonders gern der Nachtigall, von der er in jener Zeit schreibt: „Sag' mir, scheint dir nicht die Nachtigall ihre Stimme entzückend zu modulieren? Scheint nicht ihr Gesang, der so mannigfach und so anmutig ist, so recht mit der Jahreszeit im Einklang zu stehen? Ist sie nicht die Stimme des Frühlings selber?“ Für ihn sollte der Frühling im weitesten Sinne nun endgültig vorüber sein und ein schweres, mit Mühe überhäuftes Mannesalter beginnen, dessen rastlose Arbeit auch im Greisenalter noch fortdauern und erst mit dem Tode enden sollte.

17. Augustinus als Priester.

Es sei betreffs des Adeodat noch nachgeholt, daß Augustinus den Tod seines Sohnes mit christlicher Ergebenheit beweinte wie den seiner Mutter, in dem festen Vertrauen, daß er zum Leben eingegangen sei. So lichtreich war inzwischen sein Glaube geworden.

Sein Aufenthalt in Tagaste war ihm so lieb, daß er jeden Morgen angesichts der taubedeckten Waldesfichten sprechen konnte: „Mein Gott, gib mir die Gnade, hier im Schatten des Friedens zu verbleiben, bis ich in den deines Paradieses eingehe.“ Aber viele Leute hatten Interesse daran, daß sein Licht nicht ständig unter dem Scheffel verborgen bliebe. Er ging nun um jene Zeit nach Hippo, sei es, daß man ihm eine Falle gestellt hatte oder aus eigener Unvorsichtigkeit. Er dachte sich, dort sei er in Sicherheit, weil diese Stadt mit einem

Bischof versehen war, und man daher keinen Anlaß hätte, ihn gegen seinen Willen zu weihen.

Ein Einwohner von Hippo, ein kaiserlicher Beamter, bat Augustinus um seinen geistlichen Beistand. Er wollte von ihm Zweifel zerstreuen lassen, die ihn noch von einer völligen Bekehrung abhielten. Nur Augustinus könne ihm dazu verhelfen. Da Augustinus in jenem schon einen Novizen für sein Kloster sah, so folgte er dem Rufe des Beamten.

Nun gab es in Hippo zwar einen Bischof, einen gewissen Valerius, aber es fehlten die Priester. Außerdem begann Valerius betagt zu werden. Als geborener Grieche konnte er zudem schlecht lateinisch und verstand nichts von der punischen Volkssprache — ein schwerer Übelstand für ihn als Richter, Verwalter und Katechet. Eine gründliche Kenntnis dieser beiden Sprachen war für einen kirchlichen Würdenträger in diesem Lande ganz unentbehrlich. Auch war Valerius mit den afrikanischen Gebräuchen nicht vertraut. So stand es schlecht um die Kirche der Diözese Hippo, und allgemein erscholl der Ruf nach einem jungen, tatkräftigen Manne aus dem Lande selbst, der wissenschaftlich gebildet und beredt sei, um Irrlehrern, wie z. B. den Manichäern und Schismatikern wie den Donatisten die Stirn bieten zu können, und auch gewandt genug war, um die weltlichen Geschäfte der Kirche von Hippo zu leiten und diese zur Blüte zu bringen. Denn auch damals schon stand die soziale Frage im Mittelpunkt des Interesses. Man verlangte von der Kirche, daß sie wirksame Mithilfe leiste, den Armen Brot zu verschaffen.

Während der Anwesenheit des Augustinus nun hielt Valerius eine Predigt, in welcher er den Mangel an Geistlichen lebhaft beklagte. Augustinus befand sich, wie er glaubte als gänzlich Unbekannter, unter den Zuhörern. Aber seine Anwesenheit war bekannt ge-

worden, und während der Predigt zeigten die Leute geradezu auf ihn hin. Eifrige Tathelden aber, damit nicht zufrieden, gingen auf ihn zu und zogen ihn bis an den Fuß der bischöflichen Kanzel, indem sie riefen:

„Augustinus muß Priester werden! Augustinus muß Priester werden!“

So war es in der damaligen afrikanischen Kirche Sitte, und Augustinus würde sein Leben aufs Spiel gesetzt haben, wenn er Widerstand geleistet hätte. Der Bischof aber würde einen Aufruhr hervorgerufen haben, wenn er Augustinus die priesterliche Würde versagt hätte. Übrigens war Valerius im Grunde genommen hochofret über diesen groben Zugriff, der ihm einen so hervorragenden Mitarbeiter verschaffte. An Ort und Stelle, ohne weitere Umstände, weihte er den Mönch von Tagaste zum Priester. So wurde, wie sein Schüler Possidius, der spätere Bischof von Gelma, sagt, „dieses glänzende Licht, welches das Dunkel der Einsamkeit suchte, auf den Leuchter gestellt“. Augustinus fügte sich, brach aber in Tränen aus, weil er an die großen Pflichten dachte, welche das priesterliche Amt ihm auferlegen würde. Ein Anwesender deutete das falsch und wies ihn darauf hin, daß er bald zum Bischof aufrücken würde. Augustinus wußte wohl, was es hieß, ein solches Amt zu bekleiden, welche Verwaltungs- und Amtssorgen das eintrug, und, was mehr ist, wie schwer und bedeutungsvoll es sei, das Wort Gottes zu verkünden, von Gott selbst zu reden. Namentlich war das für ihn der Fall, der immer von schwächlicher Gesundheit gewesen war, und der die Einsamkeit gesucht hatte und liebte, und der zudem gar nicht für die Arbeiten des geistlichen Berufes geschult und vorbereitet war. Er bat deshalb den Bischof Valerius in einem Briefe um die Erlaubnis, sich bis zum nächsten Osterfest in die Einsamkeit zurückziehen zu dürfen, um sich auf sein neues Amt vorzubereiten. Diese Erlaubnis wurde

ihm aller Wahrscheinlichkeit nach gewährt. Er zog sich in ein Landhaus zurück, das in der Nähe von Hippo lag, da die Schäflein seiner künftigen Herde aus Mißtrauen nicht wollten, daß ihr bald erwarteter Hirt sich weiter von ihnen entferne.

So bald wie möglich trat Augustinus also, nachdem er etwa drei Jahre ein verborgenes Leben zu Tagaste geführt hatte, sein Amt an und wurde auch bald der Gehilfe des Bischofs Valerius. Dieser übertrug ihm auch die Predigt und die Sorge, den Katechumenen die Taufe zu erteilen. Beides war Vorrecht der Bischöfe, auf das diese sehr hielten. Als andere Bischöfe diese Neuerung des Valerius, der dem Augustinus sogar erlaubte, in seiner Gegenwart zu predigen, nachahmten, kam es zu scharfen Angriffen auf ihn. Dem Augustinus selbst war die neue Würde gar nicht erwünscht. Er beklagt sich darüber, daß man ihn gezwungen hätte, sich als zweiter ans Steuerruder zu setzen, da er doch nicht einmal ein Ruder zu führen wisse.

Als Priester wollte Augustinus sein einsiedlerisches Leben fortsetzen, gedachte aber zugleich, sein Kloster zur Pflanzstätte künftiger Priester zu machen. Sein Bischof ging gern auf seine Wünsche ein und schenkte ihm sogar einen Obstgarten, der der Kirche von Hippo gehörte, um dort seine neue Genossenschaft zu begründen. So entstand dieses Kloster, das nicht nur viele junge Geistliche für die afrikanischen Diözesen stellen, sondern ihnen auch manche Bischöfe schenken sollte.

Die afrikanische Kirche der damaligen Zeit wies einigermaßen eigentümliche Verhältnisse auf, welche sie von der übrigen Kirche schieden. Sie zählte in ihren sechs (politischen wie kirchlichen) Provinzen 500 Bischöfe, eine ungeheure Zahl trotz der Dichtigkeit der Bevölkerung. Man beachte nämlich wohl, daß es viele Irrgläubige, besonders Donatisten und Manichäer gab,

von den Heiden ganz zu schweigen. So hatte jede kleine Stadt ihren Bischof, ja, selbst in manchen Dorfgemeinden finden wir einen solchen. An Priestern aber hatte man Mangel, denn wenige wollten an die zweite oder dritte Stelle treten, und an Vorbereitungsanstalten für den geistlichen Beruf fehlte es. Das Volk wirkte zudem bei der Wahl der Priester wie der Bischöfe mit, bei der begreiflicherweise oft die mannigfachsten weltlichen Gesichtspunkte den Ausschlag gaben. Nach all dem Gesagten kann man sich denken, welche eine willkommene Gründung dieses Kloster war, das zugleich als Seminar diente, und welche wohltätigen Folgen es nicht nur für die Diözese Hippo, sondern für die afrikanische Kirche haben sollte.

Man hat viel nach dem Orte geforscht, wo das Kloster des Heiligen im alten Hippo, dem heutigen Bona, gelegen hat, bis jetzt ohne Erfolg. Es ist daher recht zweifelhaft, ob es je gelingen wird, seine Lage genau und bestimmt nachzuweisen. Wo immer es aber gelegen haben mag, der Gründer hatte gewiß eine schöne Lage für es ausgesucht auf dem Hügel, von dem aus eine neue Basilika mitsamt einem Kloster der Armenschwestern die Ankommenden grüßt. Von dort aus übersieht man nicht bloß die weite Bucht, die besonders in der Abenddämmerung einen herrlichen Anblick bietet, sondern man erblickt auch, wenn man sich wendet, die fernen Berge, die sich mit dunklen Umrissen am Himmel abzeichnen, sowie in der Nähe das Tal der Seybouse, die langsam ihr Wasser dem Meere zuführt.

Das Kloster zählte zunächst drei Insassen: außer Augustinus Alypius und Evodius; bald kamen andere hinzu, unter ihnen Possidius, der uns die erste Lebensbeschreibung des Heiligen hinterlassen hat. Die Regel war weder zu schlaff noch auch zu streng, hauptsächlich zugeschnitten auf solche Männer, welche sich mit geistigen Arbeiten und literarischen Aufgaben befassen

wollten. Besonders sollte man sich dem Studium der Hl. Schrift widmen. Die Augustinerregel, der so viele Klöster des Mittelalters folgten, ist aus einem Briefe hervorgegangen, den ihr Gründer 423 an Klosterfrauen geschrieben hatte. Aus ihm sind ihre 21 Punkte erwachsen. Augustinus und seine Genossen trugen sehr einfache Gewänder und Schuhe. Wie bei den Laien war ihr Hauptkleidungsstück ein Mantel mit Kapuze, aus dem der arabische Burnus erwachsen zu sein scheint. Die Kost zeigte die gleiche Mäßigung wie die Kleidung. Gewöhnlich bestand sie nur aus Brot und Gemüse; Fleisch gab es nur, wenn Kranke oder Gäste zu verpflegen waren. Man trank dazu etwas Wein. Wer sich irgendwie verfehlt hatte, mußte auf den Wein verzichten. Die Tafelbestecke waren aus Silber, dagegen das Tischgeschirr und die Schüsseln aus Ton, Holz oder gewöhnlichem Alabaster. Bei Tisch schien Augustinus, der sehr mäßig war, mehr auf den Vorleser zu achten, als auf das, was er aß und trank. Die Kost durfte die Sinnlichkeit nicht reizen, aber den allzu Strengen rief er zu: „Die Reinheit des Herzens macht die Reinheit der Nahrungsmittel aus.“ Besonders hielt er darauf, daß jedes verletzende Wort für den Nebenmenschen aus den Unterhaltungen verbannt blieb. Er erinnerte einmal selbst Mitbischöfe mit strengen Worten an diese Vorschrift. Die Mahnung war nötig in dieser von kirchlichen Streitigkeiten so zerrissenen Zeit.

Mehr aber noch mußte er Front machen gegen die Feinde der Kirche. Mit dieser stand es schlecht in Hippo. Die Donatisten vertrieben die Katholiken aus ihren Kirchen und ihrem sonstigen Eigentum, und die Manichäer machten ihnen viele Gläubige abspenstig. Zudem mußte Augustinus auch noch gegen Heiden kämpfen. Er schreibt unaufhörlich Abhandlungen gegen sie, tritt in öffentlichen Wortstreiten gegen sie auf und predigt gegen sie. Einen donatistischen Geistlichen,

namens Fortunatus, brachte er in solch einem öffentlichen Wortkampfe zum Schweigen, was aber die Manichäer nicht abhielt, einen der ihrigen zu entsenden.

Dabei waren seine eigenen Schäflein sehr unruhvoll und schwer zu leiten. So hatten sich unter dem schwachen, des Lateinischen kaum mächtigen Valerius viele Mißbräuche eingeschlichen. Sein Priester und Gehilfe sah bald die unendlichen Schwierigkeiten ein, die ihn in seiner künftigen bischöflichen Wirksamkeit erwarteten.

Er unternahm es alsbald, die Festmahle abzuschaffen, welche in den Basiliken und auf den Gräbern der Martyrer abgehalten wurden. Solche oftmals ausgelassene Gelage waren noch ein Erbstück aus dem Heidentum. Die sonst so mäßigen Afrikaner ließen sich dabei bis zu den größten Ausschreitungen im Essen und Trinken gehen, wie das heutzutage auch noch mit ihren mohammedanischen Nachkommen der Fall ist. Augustinus ging mit dem größten Nachdruck dagegen vor, nachdem er sich zunächst der Zustimmung und der Beihilfe seines Bischofs und des Primas der afrikanischen Kirche, Aurelius in Karthago, versichert hatte. Zunächst predigte er während der Fasten dagegen, und trotz mancher Einsprüche ging Ostern vorüber, ohne daß es zu Ausschreitungen gekommen wäre. Als Augustinus dann aber am Himmelfahrtstage gegen ein solches Fest von neuem seine Stimme erhob, das am Tage darauf stattfinden sollte, kam es zu lebhaften Unterbrechungen: das Festmahl bestände doch schon von altersher, es geschähe doch anderswo ein gleiches usw. Augustinus antwortete, man hätte freilich an manchen Orten lange Zeit Nachsicht geübt, um die Heiden nicht abzuhalten, sich zu bekehren. Das gezieme sich aber jetzt dem christlich gewordenen Volke gegenüber nicht mehr, kurz, er wußte so beredete, herzenswarme Töne zu finden, daß das Volk in Tränen

zerschmolz. Die Sache schien gewonnen. Als aber am folgenden Tage die Donatisten in ihrer Kirche feierten, bedurfte es der dringendsten Bitten und Beschwörungen des bischöflichen Gehilfen, um das Volk zum Standhalten zu bewegen und das letzte Murren zum Schweigen zu bringen. Sogar mit seinem Abgange hatte Augustinus drohen müssen. Da kann man verstehen, daß er auf das, was ihn in der Zukunft als Bischof erwartete, mit Schrecken hinblickte.
